

1T1 EINSTEINS

Das Eichstätter Magazin



... und morgen?

Die Zukunft kommt früh genug

Journalisten verknüpfen die unterschiedlichen Dimensionen der Zeit. Sie recherchieren in der Gegenwart, berichten über die Vergangenheit und haben dabei die Zukunft im Blick. Seit Langem stehen sie unter dem Diktat der Beschleunigung. Honoré Daumier hat bereits im 19. Jahrhundert eine Karikatur gezeichnet, in der eine Zeitungshändlerin einem Passanten eine druckfrische Ausgabe anbietet. Dieser beschwert sich: „Ich habe Ihr Journal gekauft, und ich finde nicht die neuesten Nachrichten von heute.“ Die Händlerin erwidert: „Mein Herr, die Nachrichten von heute, die waren in dem Journal von gestern.“

Einsteins erscheint jetzt seit zwanzig Jahren. Das wäre eigentlich ein Anlass für einen Rückblick. Die Redaktion dieser Ausgabe hat sich allerdings entschieden, statt der Vergangenheit die Zukunft ins Visier zu nehmen.

Was ist von der Zukunft zu erwarten? Eichstätter Kinder haben ihre Visionen mit Stift und Farbe skizziert. Ein Trendforscher entwirft Zukunftsszenarien aufgrund der Beobachtung technologischer, ökonomischer und sozialer Entwicklungen. Die Gesprächspartner unserer Autoren haben ganz unterschiedliche Erwartungen: Während die einen sich mit einer „Notfallausrüstung“ auf den Untergang vorbereiten, hoffen die anderen auf einen „Bewusstseinsaufstieg“ und auf die große Transformation zu einer schönen neuen Welt.

Die jungen Journalistinnen und Journalisten sind vielen möglichen Zukünften auf der Spur: Sie haben Science-Fiction-Fans befragt und – im Selbstversuch – die Zukunft der alternden Gesellschaft antizipiert. Auch die Zukunft der Vergangenheit ist ein Thema: Wie werden wichtige Kulturdokumente für die Nachwelt gesichert? Wie haben große Denker die Zukunft gesehen? Und immer wieder werden Prognosen der Vergangenheit auf den Prüfstand der Gegenwart gestellt.

Gesundheitsvorsorge und Karriereplanung, Hellscher und Horoskope, Wettgeschäfte und Partnerschaftsbörsen – die Suche nach der Zukunft hat viele Facetten und Gesichter. Trendsetter und Trendkiller tauchen auf – und unter. Und einige der Vorhersagen sind schon jetzt reif für den Prognose-Papierkorb („Deutschland wird Fußballweltmeister“).

Die Zukunft ist – das wird ganz klar – ein Kind der Vergangenheit. Albert Einstein, der Namenspatron unserer Zeitschrift, rät da zur Gelassenheit: „Ich denke niemals an die Zukunft. Sie kommt früh genug.“



Walter Hömberg (65) hat vor zwei Jahrzehnten *Einsteins* gegründet und seither 21 Hefte als Herausgeber betreut. Er wünscht der crossmedialen Publikation der Eichstätter Journalistik eine gute Zukunft.



Wir unterstützen Sie!

**Kontakte
Rechtsberatung
Bildungsangebot**

**Der BJV ist die größte
Berufsorganisation
aller Journalistinnen
und Journalisten
in Bayern**

www.bjv.de



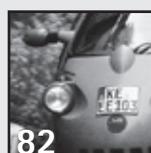
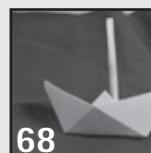
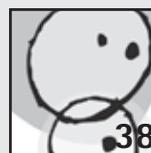
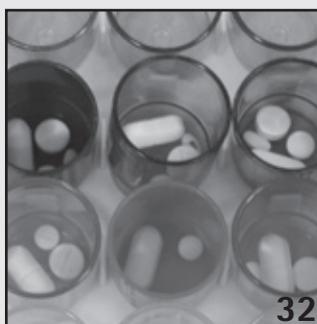
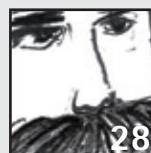
Bayerischer Journalisten-Verband

Kompetenz und Qualität

TT1 INHALT

MORGENANDACHT

- 14 **Deutsches Gedächtnis** - Wie man die Gegenwart haltbar macht
- 20 **Der Fern-Seher** - Interview mit einem Zukunftsforscher
- 22 **2012: Neubeginn oder Untergang?** - Vorbereitung auf die Apokalypse
- 25 **Bis in die Ohrenspitzen** - Ein Star-Trek-Fan im Portrait
- 28 **Gewiss im Ungewissen** - Was ist eigentlich Zukunft?



MORGENLAND

- Ostdeutsche Gallier** - Ein Dorf widersetzt sich dem demografischen Wandel 62
- Gebaute Visionen** - Futurismus in der Architektur 66
- Wolken auf Knopfdruck** - Wie wir das Klima selbst gestalten 68
- Auf Talfahrt** - Die Sprache Ladinisch stirbt aus 72
- Online, also bin ich** - Ein Internet-Tag im Jahr 2020 76
- Viele kleine Griechenländer** - Deutsche Städte gehen pleite 78
- Ausgelacht an der Ampel** - Eine Spritztour mit dem Elektroauto 82
- Was gestern morgen war** - Zukunftsvisionen aus dem Jahr 1910 84

MORGENSTUND

- Immer auf Sieg** - Wetten an der Galopprennbahn 88
- Dolmetscher der Sterne** - Wie man lernt, die Zukunft vorauszusagen 93
- Im Sog der Karten** - Telefonate mit Astro-Hotlines können süchtig machen 96
- Zukunftsmusik** - Ein Talentsucher entdeckt die Stars von morgen 100



MORGENMANTEL

- 3 **Editorial** - Die Zukunft kommt früh genug
- 6 **Lollis auf Bäumen** - Kinder malen ihre Zukunft
- 104 **Gedrucktes wird bleiben** - Auf eine Pfeife mit Walter Hömberg
- 106 **Rückblick & Impressum** - 20 Jahre *Einsteins*

Lollis auf Bäumen

Kinder gestalten unsere Zukunft. Sie werden in zwanzig oder dreißig Jahren darüber entscheiden, wie die Welt aussehen soll. Darum haben wir gefragt, wie die Zukunft für sie aussieht – bunt oder grau, technisch oder natürlich, gut oder schlecht. 27 Kinder, 27 Bilder, 27 Zukunftsvorstellungen – dies ist das Ergebnis eines gemeinsamen Projekts von *Einsteins* und der Klasse 3a der Eichstätter Grundschule „Am Graben“.

Alle Bilder haben eines gemeinsam: Sie sind erfrischend optimistisch. Die Zukunft ist vielfältig, interessant und spannend. Ob auf dem Mars unter Kapseln oder in Häusern in der Luft – das Wohnen der Menschen verändert sich. Technik macht vieles einfacher. Man kommt schnell von einem Ort zum anderen. Es gibt neue Antriebe für Fahrzeuge, neue Arten der Energieerzeugung und andere Möglichkeiten, Urlaub zu machen.

Wenn die Kinder in der Grundschule anfangen, sich Gedanken über die Zukunft zu machen, dann sind die Ideen vielleicht nicht immer realistisch. Sicher aber sind sie neu. Vor allem haben die Eichstätter Kinder viel über die Natur nachgedacht und ein Bewusstsein dafür entwickelt, wie wichtig es ist, die Umwelt zu schützen. Über die eine oder andere Idee könnte man heute schon nachdenken, um neue Wege zu gehen. Die Kinder jedenfalls tun das. *Einsteins* zeigt an dieser Stelle eine Auswahl der Zukunftsbilder – mehr davon gibt es im Internet unter www.einsteins.de.

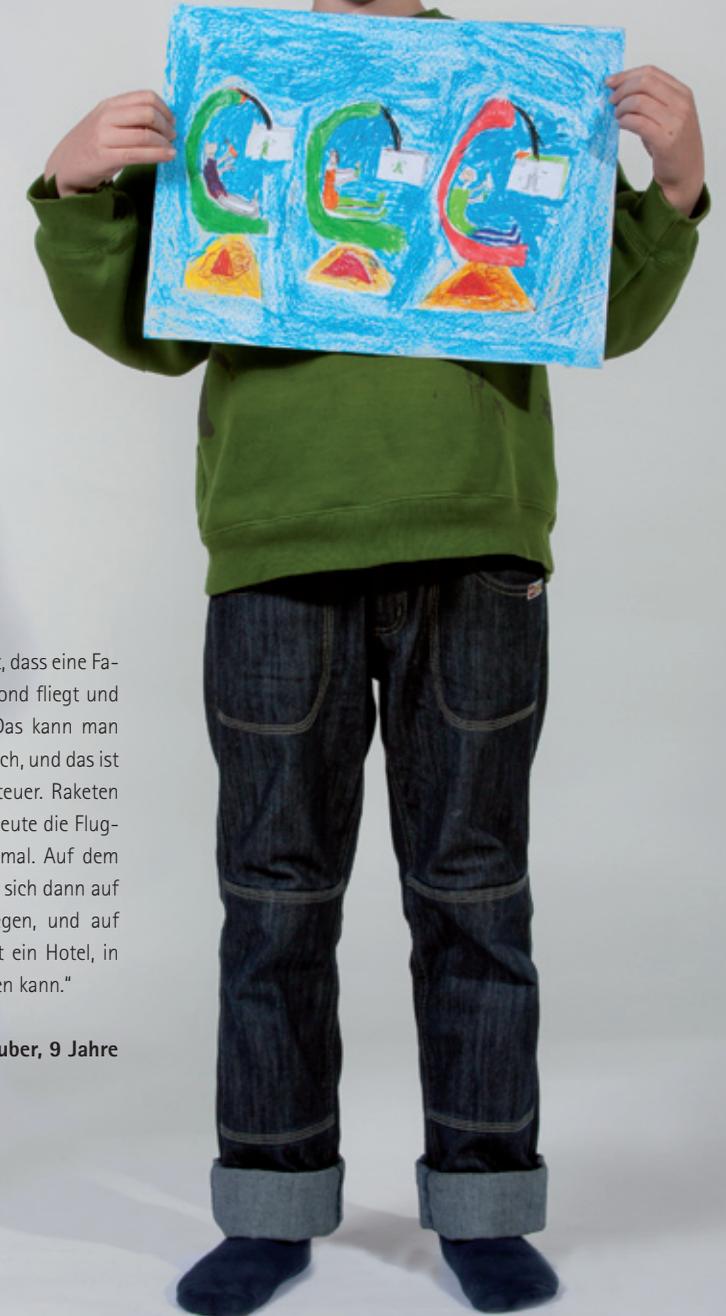
„Ich glaube, dass in der Zukunft alle mit Fahrrädern fahren. Deshalb wird auch die Umwelt nicht so verschmutzt. Auch für Fahrräder gibt es dann Navis. Da kann ich einfach eingeben, wohin ich will, und das Fahrrad bringt mich dann dort hin. Das ist ganz schnell und viel besser für die Natur!“

Magdalena Hönle, 9 Jahre



„Auf meinem Bild sieht man Stühle, mit denen die Menschen in Zukunft von einem Ort zum anderen schweben. Davor haben sie einen Bildschirm, so dass sie immer Fernsehen gucken können. Das Beste ist, dass man nur daran denken muss, wo man hin will, und schon fährt der Stuhl mit Schwebeantrieb los.“

Joachim Leinfelder, 9 Jahre



„Ich habe gemalt, dass eine Familie auf den Mond fliegt und Urlaub macht. Das kann man in Zukunft nämlich, und das ist auch gar nicht teuer. Raketen sind dann, wie heute die Flugzeuge, ganz normal. Auf dem Mond kann man sich dann auf Sonnenstühle legen, und auf der Rückseite ist ein Hotel, in dem man wohnen kann.“

Paula Breitenhuber, 9 Jahre



„Ich stelle mir vor, dass in Zukunft die Häuser schweben können, und dass man dann mit einer Leiter hineinkommt. Auch die Gärten sind oben in der Luft, und es gibt Bäume, an denen Lollis wachsen. Die Autos parken auf Wolken, fahren aber immer noch unten auf der Straße. Und alle Häuser sind bunt!“

Derya Cesur, 9 Jahre



„Auf meinem Bild gibt es eine große Zeitmaschine. In Zukunft kann man damit in verschiedene Zeiten und von einem Ort zum anderen reisen. Das geht einzeln, aber auch mit einer ganzen Stadt. Da müssen erst alle damit einverstanden sein, dann kann die Stadt verreisen – so wie Eichstätt auf meinem Bild.“

Elia Kehr, 8 Jahre



„In Zukunft gibt es keine Polizei mehr. Da sorgen dann nämlich Superhelden für Ordnung. Das Haus auf meinem Bild wird von den Superhelden beschützt. Die können durch die Luft fliegen und haben Superkräfte, so dass die Menschen in Zukunft sicher sind.“

Berkant Yaltir, 9 Jahre



„Ich habe gemalt, dass die Menschen den Mars besiedeln. Es gibt Kapseln für die Luft, unter denen man atmen kann, und Gänge unter der Oberfläche. In den Raketen sitzen Menschen, die von der Erde kommen. Die Satelliten sehen aus wie Hummeln und schweben über dem Mars. Und unter den Kapseln gibt es auch Gärten mit Bäumen.“

Almos Doma, 9 Jahre



„Ich denke, dass die Menschen in Zukunft auf anderen Planeten wohnen. Auf meinem Bild sieht man Menschen zusammen mit Außerirdischen, die sie entdeckt haben. Sie gehen gemeinsam zur Schule und lernen schreiben und lesen. Ich glaube, dass Aliens und Menschen gute Freunde werden und viel Spaß haben können.“

Magdalena Langscheid, 9 Jahre

„Am liebsten erinnere ich mich an die Zukunft.“

Salvador Dalí

Die zwei Parallelen

von Christian Morgenstern
(1871-1914)

Es gingen zwei Parallelen
ins Endlose hinaus,
zwei kerzengerade Seelen
und aus solidem Haus.

Sie wollten sich nicht schneiden
bis an ihr seliges Grab:
Das war nun einmal der beiden
geheimer Stolz und Stab.

Doch als sie zehn Lichtjahre
gewandert neben sich hin,
da wards dem einsamen Paare
nicht irdisch mehr zu Sinn.

Warn sie noch Parallelen?
Sie wusstens selber nicht, -
sie flossen nur wie zwei Seelen
zusammen durch ewiges Licht.

Das ewige Licht durchdrang sie,
da wurden sie eins in ihm;
die Ewigkeit verschlang sie
als wie zwei Seraphim.

Gleich ist ganz woanders

Eine Umfrage am Flughafen München



Yassin (53), Regierungsmitarbeiter
aus Istanbul

„Ich war geschäftlich in Oberammergau. Auf Zuhause freue ich mich sehr. Ich liebe Istanbul. Wie Napoleon schon sagte: ‚Wenn es auf der Welt nur ein Land geben würde, dann wäre Istanbul wohl die Hauptstadt!‘ Vor einigen Jahren war ich auch schon mal mit meiner Familie in München, viel gesehen habe ich trotzdem nicht. Man merkt aber, dass Istanbul nicht so modern ist wie München. Dafür hat Istanbul aber den Bosphorus. Da kann München auf keinen Fall mithalten.“



Daniela (34) mit Mann Jason und
den Töchtern Cay und Cara

„Wir fliegen nach London, um da Urlaub zu machen. Mein Mann ist Schotte, deswegen fahren wir anschließend mit dem Auto nach Schottland, um seine Familie zu besuchen. Wir brauchen für die Strecke etwa sieben Stunden. Die Familie zu besuchen ist zwar immer schön, aber auch anstrengend. Man muss allen gerecht werden und darf keine Verwandten auslassen. Meine jüngere Tochter Cara kommt das erste Mal mit nach Schottland, die Familie kennt sie noch nicht. Ich bin schon gespannt, wie das wird.“



Helmut (54), Pilot
aus München

„Ich war heute schon in Köln und Bari – mehr als 2000 Kilometer in viereinhalb Stunden. Jetzt habe ich Feierabend und liege hoffentlich bald auf meiner Couch. Heute ist alles gut gelaufen und ich habe keine blöden Sachen über das Mikrofon erzählt. Ist mir schon öfter passiert, dass ich den falschen Knopf gedrückt und meine Ansage nicht den Passagieren erzählt habe, sondern den Leuten im Tower. Die habe ich dann an Bord begrüßt und ihnen die Flugdaten erzählt. Peinlich.“



Max (26), Flughafenmitarbeiter
aus München

„Ich würde am liebsten immer direkt mit ins Flugzeug steigen, wenn ich die ganzen Leute hier alle wegfliegen sehe. Aber morgen mache ich auch mal einen Wochenendtrip: Ich fliege zu einer alten Studienkollegin nach Mailand. Am meisten freue ich mich auf die Aperitifs. Abends rennen in Italien alle in Restaurants, zahlen einen bestimmten Betrag und können sich an einem riesigen Buffet den Bauch vollschlagen. Wenn es das hier in Deutschland gäbe, würde ich jeden Abend essen gehen.“



Ich schwör

Ob Ehe oder Racheschwur, akademischer Eid oder der Schwur auf die deutsche Fahne – eines haben sie alle gemeinsam: Sie gelten jetzt und auch in Zukunft. Oder nicht?

„Willst du diese hier Anwesende zu deiner Frau nehmen, sie lieben, ehren und achten, in guten wie in schlechten Tagen, bis dass der Tod euch scheidet, so antworte: Ja, ich will.“

Ein Treuebund für die Ewigkeit – der aber nicht immer gehalten wird: Im Jahr 2008 haben sich in Deutschland 191 948 Paare scheiden lassen.

„Siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wohin du auch ziehst.“

Das ist ein von Patentante oder Patenonkel gern gewählter Taufspruch. Der Pate gelobt vor Gott, das Kind auf seinem Lebensweg christlich begleiten zu wollen. In wie vielen Fällen es doch bei einer obligatorischen Armbanduhr zur Erstkommunion bleibt, steht in keiner Statistik.

„Ich versichere hiermit, dass ich diese Seminararbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe...“

Dass dies nicht in jedem Fall stimmt, wissen Ghostwriter, die gegen Bezahlung Texte erstellen. Der Markt boomt – besonders im Internet. Kommilitonen, die das Anfertigen ihrer Referate niedrigstbietend im Netz versteigern, müssen beim sogenannten „Akademischen Eid“ schmunzeln.

„Ich gelobe, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen.“

Was junge Soldaten bei ihrem Fahneeid schwören, sollten sie auch einhalten. Schließlich ist Desertieren nach deutschem Militärrecht verboten. Aber: keine Regel ohne Ausnahme.



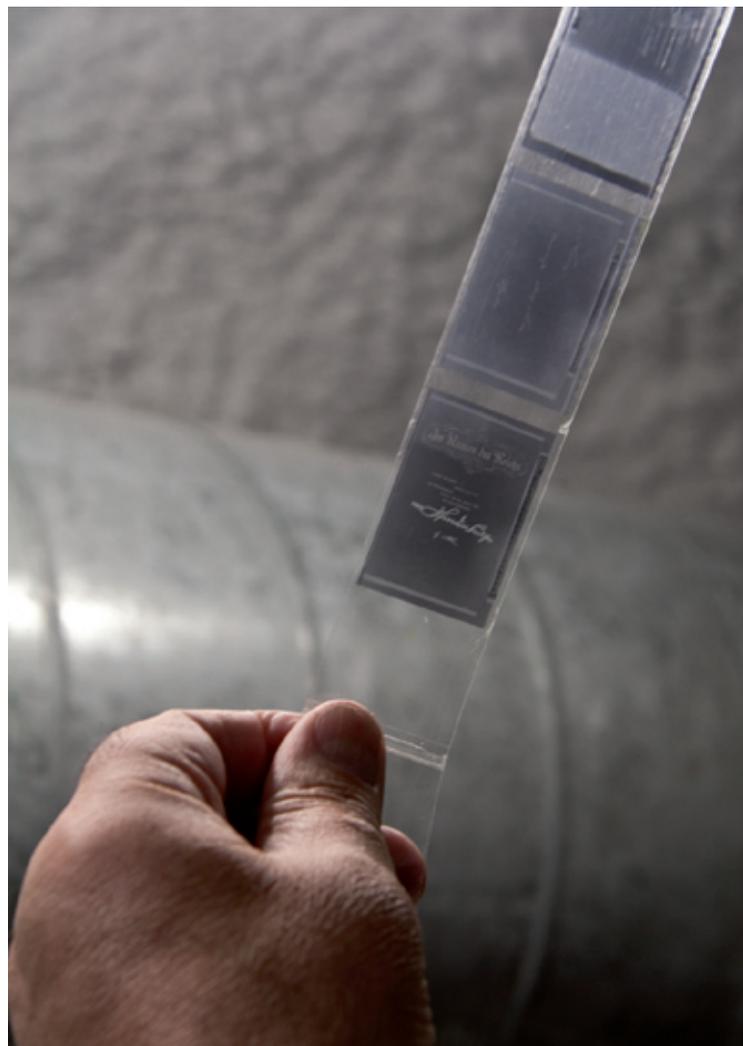
Deutsches Gedächtnis

Im Barbarastollen im Schwarzwald sichert die Bundesrepublik
Kopien wichtiger Kulturdokumente für die Zukunft.
Noch in 500 Jahren sollen sie von unserer Zeit erzählen.

mitten im Schwarzwald zerstört ein Schwertransporter die Idylle aus Grün und Bergluft. Dröhnend quält sich der Lastwagen den Berg hinauf. Er bremst, ächzt und biegt dann in einen Feldweg ein. „Privatweg. Zufahrt verboten“, steht auf einem Schild. Wie eine Decke liegen Nebelschleier über den Bergkuppen und behüten, was hier hinter Gittern verborgen liegt. Fernab von Verkehrs- und Handelsknotenpunkten sowie militärisch interessanten Zielen, das größte Kulturgut der Bundesrepublik Deutschland: der Barbarastollen.

Mit dem maximalen Schutzwappen der Haager Konvention gekennzeichnet, steht der Barbarastollen unter dem Sonderschutz der Unesco und muss im Falle eines bewaffneten Konflikts vom Gegner verschont werden. Lothar Porwich vom Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe erklärt: „Es gibt nur zwei vergleichbare Orte in ganz Europa: den Vatikan und das Reichsmuseum in Amsterdam.“ Er blinzelt durch die Gläser seiner runden Brille gegen die Sonne. Seine Abteilung ist seit 2004 für die Verwaltung des Stollens und die Einlagerungen zuständig. Heute ist einer der seltenen Tage, an denen der Stollen weiter befüllt wird. Unter anderem ruhen hier die Ko-

prien der Krönungsurkunde Ottos des Großen, der Goldenen Bulle und des Vertragstextes des Westfälischen Friedens. 273 Kilometer Luftlinie entfernt sitzt Katja Dinkel-Tretbar in einer Kabine und blättert. Das Licht geht aus. Ein Rechteck leuchtet auf. Es klickt. Ihre Finger streifen über das vergilbte Papier. Neue Seite. Klick. Blättern und Foto. Blättern, Foto. Mechanisch wirken die Bewegungen der jungen Frau, die Augen schenken den wertvollen Handschriften keinerlei Bedeutung.



Die Mikrofilme sind nur wenige Millimeter breit – aber 500 Jahre lang haltbar.

Die Schönfeldstraße 5 in München beheimatet das Hauptstaatsarchiv des Freistaates Bayern. Hier arbeitet Katja Dinkel-Tretbar, hier befindet sich eine von 15 Sicherungsverfilmungsstellen des Bundes, die ausgewählte Archivalien auf Mikrofilm übertragen: „Eine Art Versicherung unserer kulturellen Überlieferung – für einen Eventualfall, zum Beispiel einen Brand, ein Beben oder einen bewaffneten Konflikt, von dem wir hoffen, dass er nie eintritt“, beschreibt Katja Dinkel-

Tretbars Chef, Gerhard Fürmetz, den Grund für die Einlagerung. Der 43-Jährige ist seit sieben Jahren für die Auswahl des Archivmaterials in Bayern zuständig. Nur Unikate und vollständige Sammlungen werden verfilmt. Bisher ist man mit den Archivalien der höchsten Prioritätsstufe beschäftigt. Insgesamt gibt es drei Stufen für die Kopien, die im Schwarzwald hinter Sicherheitstüren und einem ausgeklügelten Überwachungssystem ruhen sollen. Fürmetz mustert die drei Filmkabinen des Hauptstaatsarchivs München. Klobig hängt der Kamerakasten über der Buchwippe, die sich den Höhenunterschieden der staubigen Bände anpasst, je nachdem, welche Seite gerade aufgeschlagen ist. Katja Dinkel-Tretbar

blättert. „Ein Urbedürfnis des Menschen ist es, zu wissen, woher wir kommen und was in Zukunft ist“, sagt Fürmetz. Er schaut zur Kamera. Klick. „Der Mikrofilm ist das langzeitstabilste Material, das wir haben. Er ist kostengünstig und unabhängig von technischen Revolutionen.“ Ein wichtiges Argument in unserer schnelllebigen Zeit, in der vor allem digitale Datenträger eine immer kürzere Lebensdauer haben, erklärt der Landesarchivar und hält ein Stück Filmstreifen gegen das Licht.

Renate Hagenreiner, eine weitere Mitarbeiterin der Sicherungsverfilmungsstelle, prüft einen Mikrofilm auf seine Qualität. Im Schnelldurchlauf jagt sie die Aufnahmen durch das Lesegerät. Ihre Pupillen springen von Bild zu Bild. Rund 2000 Bilder befinden sich auf einer Rolle.

Das Feuer in der Weimarer Anna-Amalia-Bibliothek, das Oder-Hochwasser, der Einsturz des Kölner Stadtarchivs: immer wieder werden viele Archivalien bei Katastrophen zerstört. Kopien der Bestände des Kölner Stadtarchivs waren glücklicherweise vor dem Einsturz eingelagert worden. Bald sollen die Filme wieder aus dem Stollen gehoben werden, um sie zu duplizieren. Der Bestand der Anna-Amalia-Bibliothek steht als eine der nächsten Ausbelichtungen an. Nach den Unglücken der vergangenen Jahre wurde der Katastrophenschutz wieder aufgewertet. Erst im Mai 2004 wurde das Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe neu geschaffen, nachdem die Vorgängerinstitution den Sparmaßnahmen der Regierung zum Opfer gefallen und zu einer Abteilung im Bundesverwaltungsamt zusammengekürzt worden war.

Wasser tropft von den Wänden des einstigen Silberstollens. Die Luft riecht sauber, ein wenig erdig. Graubraun schimmert der Fels im Neonlicht. Ein Gabelstapler rattert den Gang entlang, der sich rund 500 Meter lang ins Innere des Stollens erstreckt. Sechs silberne Tonnen blitzen im Abstand der Lichtkegel auf der Ladefläche auf. Es ist kühl.

Mit zehn Grad Celsius herrscht im Stollen eine ideale Temperatur für die Lagerung der Mikrofilme. „Bei einer relativen Luftfeuchtigkeit von 75 Prozent wie im Barbarastollen würden die Aufnahmen aber nicht lange überleben“, erklärt Dietrich Hofmaier. Seine Firma präpariert die Mikrofilme für die Einlagerung und klimatisiert die Behälter auf 10 Grad Celsius, 25 Prozent relative Luftfeuchtigkeit. „So geht man von 500 Jahren Lebensdauer



Tausende Dokumente lagern im Bayerischen Hauptstaatsarchiv. In mühevoller Handarbeit werden die Seiten zur Sicherheit auf Mikrofilm abfotografiert. 2000 Seiten passen auf einen einzigen Mikrofilm.



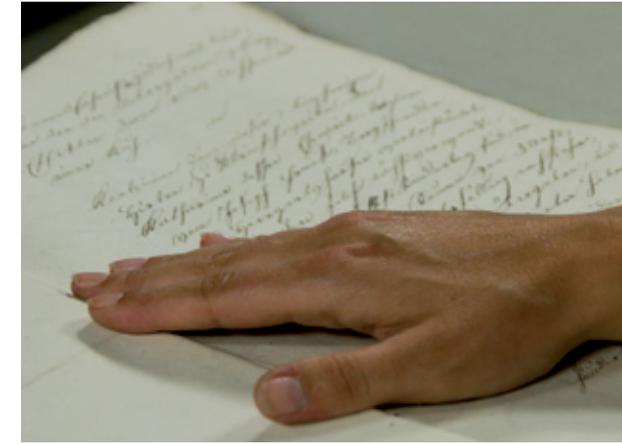
Konzentriert und sorgfältig fotografiert
Katja Dinkel-Tretbar wichtige Dokumente.



Sobald die Archivalien verfilmt sind, werden die
Mikrofilme zu Großrollen zusammenschweißt.



Gerhard Fürmetz wählt die Archivalien aus,
die sicherungsverfilmt werden sollen.



Dinkel-Tretbar streicht die Seiten glatt, um so viele
Informationen wie nur möglich zu erhalten.

aus. Ich glaube aber, dass der Mikrofilm auch länger halten wird“, erzählt Hofmaier. Seit 1961 ist sein Betrieb am Rande Münchens schon für die Mikrofilmsicherung zuständig. 1975 wurden die ersten Fässer erstmals in Oberried im Schwarzwald eingelagert. Davor waren die bayerischen Mikrofilme im Schloss Neuschwanstein und in der Willibaldsburg in Eichstätt versteckt.

„Dieser Bereich wird videoüberwacht“, steht an der Außentür der Münchner Firma MFM Hofmaier. Im Inneren schaffen weiße Wände und milchiges Glas eine sterile Schlichtheit. Im Keller lagern die bereits präparierten Fässer für den Stollen. Vier Wochen müssen sie in der Münchner Klimakammer

fristen, bevor sie ihren Dornröschenschlaf im Barbarastollen antreten können.

Im ersten Stock streichen derweil weiße Wollhandschuhe vorsichtig über einen Filmstreifen. Landeskirchliches Archiv Hannover und Hauptstaatsarchiv Hannover steht auf den rund tausend Filmhüllen, die palettenweise gestapelt in der Mitte des Raumes auf ihre Umbettung warten. Aneinanderschweißen, aufrollen, kennzeichnen. Wie Konfetti fallen durchsichtige Punkte aus dem Filmstreifen, wenn die Stanzmaschine die Kennnummer einprägt, damit die Filme auch später in den Tonnen noch eindeutig identifizierbar sind. 1520 Meter Film pro Großrolle, 16 Rollen pro Fass. Unge-

fähr 122 Kilogramm wiegt ein Großbehälter, nachdem ihn Hofmaiers Mitarbeiterinnen befüllt haben. An seiner Außenseite prangt seit März dieses Jahres eine schwarze Ätzung. „Früher haben wir die Behälternummer selbst eingeritzt“, sagt Dietrich Hofmaier. Daneben weist das spitze Wappen zum Schutz von Kulturgut auf den Wert des Inhalts hin, der im Dunkeln schlummert.

Gleich drei dieser Wappen prangen am Eingang des Barbarastollens. Blau-weiß markieren sie den zentralen Bergungsort in Oberried als Sonderschutzgebiet der Unesco. Schwere Metallschläge hallen durch den Stollen. Peter Wildmann wuchtet eine Tonne von der Palette. Mit dem gelben Sicherheitshelm wirkt der Transportangestellte wie ein verlassenes Playmobilmannchen im grau-silbernen Lagerstollen. Dicht gedrängt reihen sich die massiven Tonnen, Bierfässern ähnlich. 1400 Behälter. In jedem einzelnen ruhen 28 000 Meter Mikrofilm, das sind mehr als 850 Millionen Aufnahmen. Schützend wölbt sich die Stollendecke über die Abbilder der

wertvollen Einzelstücke. Einen Moment lang ist es absolut still im Barbarastollen.

Als die letzten Schritte langsam verhallen, macht sich Zufriedenheit breit auf den Gesichtern von Peter Wildmann und Lothar Porwich. „Nachkollerstimmung“, sagt Porwich. Tageslicht spiegelt sich nach Stunden in der Dunkelheit wieder in seinen Augen. „Danach fühlt man sich immer irgendwie befreit.“ Er atmet tief.

Der Schwertransporter tuckert der Nachmittagssonne entgegen. Er bremst, biegt nach rechts und schleicht die Serpentin hinab. Geborgen bleibt der Barbarastollen zurück: ein Stück Sicherheit im Schoß des Schwarzwalds. III

Schatz auf der Kirchturmspitze

Datenarchivierung gibt es auch im kleinen Stil. Auf regionaler Ebene bewahren „Kirchenkugeln“ Schätze aus vergangenen Tagen. So ist es guter Brauch in Kirchengemeinden, dass Kirchturmbauer Dokumente in der Bekrönung verschließen. Zur Bekrönung gehört das Kreuz auf der Turmspitze und oft eine Zeitkapsel, die auch Turmknopf genannt wird. Münzen, Schmuck, Zeitungsausschnitte. Traditionell werden in den Kapseln zeittypische Dinge deponiert, um das Wissen an die nächsten Generationen weiterzugeben.

So auch im schwäbischen Boos bei Memmingen. Hier wurde die Zeitkapsel vor wenigen Wochen vom Kirhdach geholt und erregte großes Interesse bei Dorfhistoriker Herbert Schlatterer (im Bild) und der Kirchengemeinde. Eine Miniatur der Heiligen Agatha, Heiligenbeschreibungen und Schmuck aus dem 18. und 19. Jahrhundert waren in einem kleinen Kästchen jahrzehntelang verborgen. Von dem Fund erhofft sich die Kirchengemeinde in Boos, mehr über die Geschichte ihrer Kirche zu erfahren. Dazu sollen die Fundstücke nun genauestens analysiert werden. Was Pfarrer Josef Nowak dann in der Kugel deponieren will, weiß er noch nicht. Wahrscheinlich kommt das gefundene Kästchen von 1822 zurück ins Versteck, zusammen mit einigen Euro-Münzen, einem Fünf-D-Mark-Schein und wichtigen Namen der Zeitgeschichte, zum Beispiel vom aktuellen Papst und dem Bundespräsidenten. Damit die Generationen danach genauso viel aus der Vergangenheit entdecken wie die Booser Kirchengemeinde dieses Jahr.



Mit der Sektion Eichstätt an den Fels...

Großes Kurs- und Tourenangebot für Anfänger und Erfarene: Sportklettern, Alpinklettern, Eisklettern, Wandern, Bergsteigen, Hochtouren, Skifahren, Skitouren, Schneeschuhbergsteigen, Mountainbiken

... Gemütliche Kletterhalle in der Hofmühle

Mehr Informationen unter
www.dav-eichstaett.de

Der Fern-Seher

Christian Rauch weiß, was Morgen bringt. Über die Arbeit eines Zukunftsforschers.



Christian Rauch (33) studierte Soziologie, Medien- und Politikwissenschaft. Er arbeitete als Trendforscher bei der Dresdner Bank. Seit 2005 ist Rauch Projektleiter am Zukunftsinstitut in Kelheim im Taunus im Bereich „Research & Consulting.“ Unter anderem erstellte Rauch die Studien „100 Top Trends“ für Business, Marketing und Konsum sowie „Was kommt nach dem Crash? Szenario-Analyse für das Jahr 2013“.

Herr Rauch, haben Sie heute schon Ihr Horoskop gelesen?

Mit Sicherheit nicht. Ich glaube weder an Horoskope noch in irgendeiner Form an Schicksal.

Eigentlich ist es doch überhaupt nicht möglich, die Zukunft vorherzusagen. Sie tun es trotzdem...

Uns geht es nicht darum, „die“ Zukunft vorherzusagen, sondern Vorstellungen, Ideen und Bilder über das, was morgen kommt. Das heißt, wir arbeiten eher an Szenarien, wie unsere Zukunft aussehen könnte. Klar ist auch, dass es nicht eine goldene Wahrheit gibt. Es gibt immer mehrere Zukünfte.

Ist Zukunftsforschung wirklich eine Wissenschaft?

Da muss man vorsichtig sein. Zukunftsforschung ist eher eine wissenschaftliche Praxis. Wir sind als Zukunftsinstitut keine universitäre Forschungseinrichtung. Ich glaube, dass Zukunftsforschung sich trotzdem immer stärker durchsetzt und, dass sie durchaus ernst zu nehmen ist.

Warum erforschen Sie die Zukunft? Wer hat etwas davon?

Zukunft ist die Zeit, in die wir hineinleben, die jeden betrifft. Was du in deinem Leben hinter dir lässt, das prägt dich. Aber viel wichtiger ist, was auf dich zukommt. Insofern liegt es nahe, dass man sich darüber Gedanken macht und versucht, herauszufinden, wohin die Reise geht. Nur so hat man die Möglichkeit zu planen. Was wir tun, ist letztlich die Grundlage für strategische Planung, nicht nur von Unternehmen, sondern auch von Politik und von jedem Einzelnen. Jeder muss sich auf Veränderungen einstellen, denn die Arbeitsmärkte werden nicht mehr so strikt und klar geordnet sein.

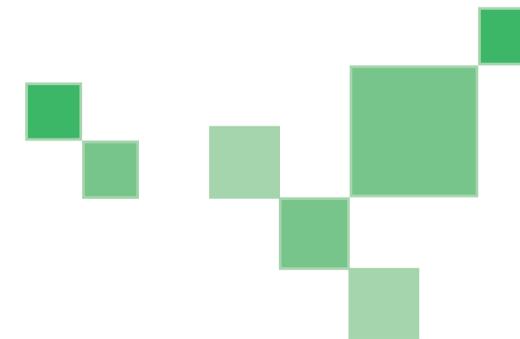
Von wem bekommen Sie Ihre Aufträge?

Wir sind ein unabhängiges Institut. Studien, die wir erstellen, müssen wir auch verkaufen. Aber Themen und Inhalte können wir selbst setzen. Die Kunden sind in erster Linie Wirtschaftsunternehmen. Es kommt auch vor, dass Unternehmen

an uns herantreten und uns beauftragen, zu erforschen, wie ihr Marktumfeld in Zukunft aussehen wird. Aber auch da können wir uns eine gewisse Unabhängigkeit bewahren. Wir sind gefordert, Unternehmen den Blick über den Tellerrand zu eröffnen und zu zeigen, was in Zukunft passiert, unabhängig von der Unternehmensstrategie.

Was genau erforschen Zukunftsforscher?

Das hängt stark vom jeweiligen Fokus ab. Es gibt Leute, die haben einen stärkeren Blick auf Technologien und deren Folgen. Es gibt andere Bereiche, da setzt man sich vor allem mit Fragen von Konsum und Lebensstilen auseinander. Es ist in vielen Bereichen zuerst Trendforschung. Wir gucken uns beispielsweise an, wie sich die Mediennutzung in den vergangenen Jahrzehnten verändert hat. Es ist inzwischen unübersehbar, dass das Internet einen viel größeren Stellenwert bekommen hat – sowohl bei jüngeren als auch bei älteren Konsumenten. Daraus lassen sich dann Schlüsse ziehen. Zum Beispiel, dass es so ohne Weiteres keinen Weg zurück geben wird. Dann versuchen wir daraus Szenarien für die Zukunft zu entwickeln.



„Wir arbeiten an Szenarien, wie unsere Zukunft aussehen könnte.“

Wie arbeiten Sie eigentlich?

Die Vorgehensweise hängt von der Fragestellung und der Zielsetzung der Studie ab. In der Trendstudie „Modern Moms“, in der wir die Lebenswelten von Müttern zwischen Kindern, Karriere und Konsum untersuchen, haben wir Trends analysiert. Zum Beispiel: Wie haben sich die Rolle, die Lebenswelt, das Selbstverständnis von Müttern in unserer Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten verändert? Welchen Zwängen und welchem Druck sind Mütter heute ausgesetzt? Das basiert auf vorliegenden Studien – sowohl auf solchen, die wir selbst erstellt haben, als auch auf Fremdstudien. Wir arbeiten überwiegend am Schreibtisch. Der Trendscout, der durch die Welt reist, ist ein Mythos. Wir werten existierende Umfragen und Statistiken aus. Das Ergebnis der Analyse ist eine Typologie. Daraus versuchen wir Konsequenzen abzuleiten.

Wie wird man überhaupt Zukunftsforscher?

Eine Möglichkeit ist, dass man Zukunftsforschung studiert. Zum Beispiel in Finnland, Ungarn oder in den USA. In Deutschland gibt es bislang leider noch keinen speziellen Studiengang. Es gibt auch noch andere Wege, Zukunftsforscher zu werden. Wir sind hier im Zukunftsinstitut ein bunt zusammengesetztes Team von Soziologen, Politikwissenschaftlern, Ökonomen, Marketingexperten, Designern, Journalisten, Germanisten, Kulturanthropologen. Die Möglichkeit, Zukunftsforscher zu werden, hängt auch nicht so sehr an der Frage, welchen Studienabschluss man gemacht hat. Viel wichtiger ist, wie man an bestimmte Themen herangeht.

Klimakatastrophe, Gletscherschmelze, Weltuntergang: Es gibt viele Zukunftsszenarien, vor denen sich die Menschheit fürchtet. Aber wovor sollten wir wirklich Angst haben?

Ich glaube nicht, dass uns Angstdenken weiterbringt. Es gibt eine Menge Herausforderungen, vor denen die Welt steht. Ich teile die düsteren Szenarien, die in den Medien sehr gerne

herangezogen werden, überhaupt nicht. Ich halte es für viel wichtiger, dass wir an Probleme mit einer ordentlichen Portion Optimismus herangehen.

Hat Ihr Beruf auch Ihren persönlichen Blick auf die Zukunft beeinflusst?

Mit Sicherheit. Alles, was man tagtäglich an Themen behandelt, hat auch Einfluss auf das Privatleben. Ich glaube, dass bei mir immer ein Grundinteresse an der Zukunft da war. Je stärker man sich mit bestimmten Themen auseinandersetzt, desto weniger illusioniert geht man auch im eigenen Leben an die Dinge heran. **III**



Katharina Weser (21) ist sich auch nach ihrer Recherche nicht sicher, ob man die Zukunft tatsächlich erforschen kann. Sie glaubt ab jetzt nur noch dem Oktopus Paul.

Stefan Herbert erwartet eine Welt ohne Geld und ohne Grenzen.

für mich ist 2012 mehr als ein Datum. Es ist ein Symbol für eine neue Welt. Mit dem Ende des Mayakalenders wird die alte Welt, wie wir sie kennen, aufhören zu existieren. Das heißt nicht zwingend, dass die komplette Menschheit stirbt oder riesige Vulkanausbrüche und Flutwellen kommen. 2012 ist für mich mehr eine Art Prüfung. Wenn wir sie bestehen, wird es gut weitergehen. Besser als jetzt sogar. Dann werden die Menschen einen Bewusstseinsaufstieg erleben, mehr Toleranz, Verantwortung, Respekt zeigen und in Einklang mit sich selbst leben. Verglichen mit der Entwicklung eines einzelnen Menschen steht die gesamte Menschheit gerade an der Schwelle vom Jugendlichen zum selbstständig und verantwortungsvoll handelnden Erwachsenen. Wir werden lernen, ein ganzer Mensch zu sein, unsere Schwächen, Fehler und Ängste anzunehmen und zu integrieren, anstatt sie zu verdrängen.

Wir müssen uns keine Sorgen mehr machen, was richtig oder falsch ist. Es ist einfach. Das ist auch mein momentaner Leitsatz: Alles ist, wie es ist. Mit dem Glauben an einen Bewusstseinsaufstieg bin ich nicht allein. Mehr als 5000 Personen unterstützen meine Vorstellungen einer neuen Welt auf meiner Internetseite. Ich spüre schon seit ein bis zwei Jahren, dass mehr



Fotos: Anika Taiber, Nadine Becker

Offenheit für Spiritualität da ist. Die Menschen werden toleranter für eigene Glaubensvorstellungen und lösen sich immer mehr von Doktrinen, zum Beispiel von jener der katholischen Kirche. Schon seit 1992 lebe ich spirituell. Dazu gekommen bin ich durch einen Gesprächskreis in meiner Heimatstadt Hannover. Um meinen Tag zu beginnen und meine eigene Mitte zu finden, meditiere ich beinahe jeden Morgen. Manchmal nehme ich dazu Klangschalen oder die Kristallschädel.

Ich mache keine Prophezeiungen. Ich stelle mir nur vor, was die neue Welt, die Welt nach 2012, ausmachen würde. Zum Beispiel eine Politik des Herzens, die sich nicht am Geld, sondern am Wohl der Bürger orientiert. Ich persönlich wünsche mir sogar eine Welt ohne Geld, denn es dient nur der Bewertung von Dingen. Interessanterweise gibt es kein Geld in der Natur. Deswegen ist es für mich etwas Unsinniges.

Die Kultur- und Ländergrenzen werden verschwinden – wir sind dann Weltenbürger und können überallhin ohne Visum reisen. Eine



Den Kristallschädel nutzt Stefan Herbert, um beim Meditieren seine Mitte zu finden.

der wichtigsten Neuerungen wäre aber ein wahrhaftiger und gelebter Frieden. Frieden sich selbst und seinen Mitmenschen gegenüber. Das wäre viel mehr als nur das reine Gegenteil von Krieg. Natürlich wird nicht jeder Mensch sofort den Be-

Gabriel da Silva glaubt an ein nahendes Ende. Einen Platz im Bunker hat er schon.

Alle Hochkulturen – Römer, Mayas, Inkas – sind irgendwann zusammengebrochen. Das wird auch unserer Kultur passieren.

Darum bereite ich mich vor. In meinem WG-Zimmer habe ich eine Notfallausrüstung, die alles beinhaltet, was mir 2012 das Leben retten könnte: Löschdecke, Kletterseil, Kerzen, Pfefferspray, Hygienemasken, Streichhölzer, Taschenlampe. Natürlich auch literarische Wasser und einen Vorrat an Lebensmitteln, zum Beispiel dreifäßige Päckchen Studentenfutter. Insgesamt habe ich bestimmt schon 200 Franken (etwa 140 Euro) für alles ausgegeben. Für meine Vorbereitungen habe ich mir ein Buch gekauft, „Checkliste 2012“ heißt das. Nach den Tipps in diesem Buch treffe ich meine Vorkehrungen.

Spätestens im Jahr 2030 kommt der Untergang, aber vermutlich bereits 2012. Es gibt so viele Anzeichen dafür. Erdbeben, Aufstände, die Bankenkrise und riesige Vulkanausbrüche auf verschiedenen Kontinenten. Haiti und die Weltwirtschaftskrise waren für mich der Anfang der großen Veränderungen auf der Erde. Das sind alles

Signale, die uns warnen sollen.

Die Natur wird sich gegen das, was wir ihr antun, wehren. Ich halte zum Beispiel den Ausbruch des Yellowstone-Vulkans für möglich. Erst gestern habe ich



gelesen, dass sich die Erde am Yellowstone wölbt, was auf eine nahende Eruption deuten könnte.

Am wahrscheinlichsten ist für mich aber eine Sonneneruption, die unsere komplette Technik und damit die gesamte Zivilisation lahmlegt. Dafür gibt es die meisten Hinweise: Selbst die Nasa spricht von einer verstärkten Sonnenaktivität für 2012.

Wenn so etwas passiert, wissen die Mächtigen und Politiker schon Bescheid und bereiten sich vor. Sie sagen aber nichts, weil sonst Massenpanik ausbrechen würde. Jeder muss letztlich für sich selbst sorgen.

Deswegen habe ich auch schon nach Survival-Gruppen gesucht, um mit Gleichgesinnten gemeinsam Vorbereitungen zu treffen und über 2012 zu reden. Leider gibt es ganz viele Gruppen in

Deutschland oder Österreich, sogar in Brasilien, aber keine einzige in der Schweiz. Aber wenigstens habe ich einen Bunker in Zürich entdeckt, gleich bei mir um die Ecke. Der hat drei große Räume und würde für rund 1200 Menschen reichen. In den Bunker würde ich aber nur fliehen, wenn ein Planet oder Kommet die Erde trifft, denn das wäre das Schlimmste.



Da Silva präsentiert seine Notfallausrüstung im Wert von 200 Franken.

Weltuntergänge

- die niemals kamen

1000 n. Chr. Johannesoffenbarung: Gläubige dachten, tausend Jahre nach Christus trete das Jüngste Gericht und die Apokalypse ein. Kaiser Otto III. gelobte Mönche zu werden, wenn sich so das Jüngste Gericht aufhalten ließe.

1532 Martin Luther: Dreimal – 1532, 1538 und 1541 – sah er das Jüngste Gericht kommen. Grund: Die Türkenkriege (1521-1542). Danach zeigte Luther Einsicht: Er wolle sich nun nicht mehr festlegen.

1874 Die Zeugen Jehovas vermuteten erstmals den Weltuntergang. Dann verlegten sie das Datum immer wieder. Aber weder 1914, 1925, 1975 noch 2000 ist er eingetreten. Aber Vorsicht: Am 21.3.2011 ist es wieder soweit.

27.5.1910 Halleyscher Komet: Mit bloßem Auge erkennbar, verbreitete er Panik. Man glaubte, dass er entweder auf die Erde stürzt oder das Gift seines Schweifes die Menschheit erstickt. Anti-Kometen-Pillen auf dem Schwarzmarkt; Sekten opfern Menschen.

Ich beschäftige mich noch gar nicht so lange mit dem Ende unserer Zivilisation. Seit November 2009, als der Film „2012“ von Roland Emmerich im Kino lief, interessiere ich mich dafür. Am Anfang des Films habe ich zunächst gedacht: „Ach Weltuntergang – wie soll das denn gehen?“ Aber dann war ich immer mehr fasziniert und habe abendlang im Internet recherchiert. Das Einzige, was sich sonst noch verändert hat, ist, dass ich jetzt mehr den Moment lebe. Carpe Diem eben. Viele meiner Freunde haben Angst vor dem Thema. Wenn man es anspricht, blocken sie sofort ab. Dabei machen sich gerade die Leute am meisten Gedanken zu dem Thema. Das Problem ist auch: Je mehr man den Menschen erzählt, desto weniger werden sie es glauben. Wie im Film von Roland Emmerich. Wirklich ehrlich kann ich deswegen nur mit wenigen Leuten reden – zum Beispiel mit meinen Eltern und ein paar wenigen Freunden. Mein Vater unterstützt mich sogar voll. Die meisten würden mich ja doch nur für verrückt erklären. Viele Menschen werden deshalb sterben, weil sie sich nicht einmal gedanklich vorbereiten. Ich habe wirklich keine Angst, egal was passiert. Aber es wäre schrecklich wenn nur ich überleben würde, meine Freunde und Familie aber nicht.

1969 Charles Manson: Der Anführer einer Hippie-Kommune prophezeit den finalen Kampf zwischen Schwarzen und Weißen und tötet schließlich selbst weiße Oberschichtler.

1999 Professor Alexander Tollmann: Seine Interpretation von Nostradamus-Prophезeihungen sagen den Aufprall eines Kometen auf der Erde, einen 600 Grad heißen Sturmwind und den Dritten Weltkrieg voraus.

25.7.1998 Sekte „Church of SubGenius“: Aliens des Planeten XISTS beamen nur auserwählte „Sub-Genii“ zu ihrem Sexgott. Der Rest der Gattung Mensch sollte dem Untergang anheim fallen.

2000 In Peru sorgt die Geburt eines dreibeinigen Küchens für wilde Endzeitspekulationen. Es wurde als Bote der Endzeit gedeutet.

wusstseinsaufstieg schaffen. Ich sehe mich als einen Vorreiter der Bewegung. Deshalb engagiere ich mich seit 2007 bei der esoterischen Partei „Die Violetten“. Ich bin Beisitzer im Landesverband für Baden-Württemberg und will mich auch als Kreistagskandidat aufstellen lassen. Mit der Partei kämpfe ich für ein bedingungsloses Grundeinkommen – die Vorstufe zu einer Welt ohne Geld. Außerdem will ich durch meine Lebensweise Freunden und Kollegen das neue Bewusstsein vorleben. Klar, dass ich da auch mit anderen Meinungen konfrontiert werde.

Viele Kollegen können zum Beispiel mit meinem Glauben nichts anfangen. Dort bin ich ein Sonderling. Von Zeit zu Zeit schreiben mir auch traditionell lebende Christen. Sie empören sich darüber, wie ich den Begriff „Christi“ verwende. Ich spreche nämlich nicht von der Person „Christi“, sondern vom christlichen Geist, der uns alle erfüllt. Ich selbst war früher evangelisch, bin aber in den 90er Jahren aus der Kirche ausgetreten. Immerhin meine Mutter konnte ich von meinen Ansichten überzeugen. **IT**

Romy Ebert (20) liebt Apokalypse-Filme. Logisch, dass sie „Knowing“ schon zwei Mal angeschaut hat.



Mit vier Jahren sah Sandra König das erste Mal einen Star-Trek-Film. Seitdem ist sie Fan.

Bis in die Ohrenspitzen

Sandra König liebt Star Trek nicht nur, sie lebt es. Ihr Wunsch ist, dass die Werte der Science-Fiction-Welt auch bald bei uns gelten: Toleranz, Frieden und Nächstenliebe.

ein Hochhaus in München, 13. Stock. Näher als anderswo ist der Himmel hier, und für Sandra König sowieso. In ihrer Wohnung sind Raumschiffe, Ufos und fliegende Echsen in Vitrinen ausgestellt. Sie stehen dort, als wären sie zum Kampf bereit. An der Wand hängt eine winzige Star-Trek-Uniform, selbstge-

näht, eingerahmt. Ein Strampler ihres Ältesten. An der Küchentür kleben die Familienregeln. Donnerstags darf Mama einen Film aussuchen, dahinter in Klammern: Star Trek. Sandra König steht auf und geht ins Schlafzimmer. Dort steht ein massiver Schrank. Jeans, Hemden, Strickjacken hängen hier. Nichts Ungewöhnliches – bis auf die

unterste Schublade. Handfeuerwaffen liegen da, Handys („Classic Communicators“) und Geräte für wissenschaftliche Analysen im All – alles Attrappen aus Plastik. Sandra zieht eine schwarze Schachtel hervor. Darin: Latexohren zum Ankleben, unten rund und oben spitz. Vorsichtig tupft sich Sandra etwas Harz auf ihre Ohrmuschel, dann

In unserer Filiale gleich neben der Uni gibt es die idealen Pausensnacks von süß bis herzhaft!



Schnellers Backstub'n

Wir backen für Eichstätt

mojo
bar & lounge

jeden Dienstag und Donnerstag **Nonstop Happy Hour**
den ganzen Abend Cocktails zum Happy-Hour-Preis!

mojo bar & lounge, marktgasse 9, 85072 eichstätt. eintritt ab 18 jahre.



Oben: Verwandlung zu Spock: Sandras Mann Florian hilft ihr beim Ankleben der Latexohren.

Unten: Das Paar hat sich bei einem Trekdinner kennengelernt



pappt sie das Gummi fest. „Fertig“, sagt sie und strahlt. Jetzt ist Sandra stilecht als Vulkanierin verkleidet. In einer halben Stunde beginnt das Trekdinner. Mehr als neunzig gibt es davon in ganz Deutschland, allein in Bayern sind es elf. Trekdinner sind vergleichbar mit Stammtischen, aber statt Kegelfreunden oder Skatbrüdern treffen sich hier hartgesottene Star-Trek-Fans. Am vierten Freitag im Monat kommen sie zusammen, wer Lust hat mit Kostüm. Und dann reden sie: Gibt es Leben im All? Können wir Kontakt zu Außerirdischen aufnehmen? „Wir sprechen auch über ganz normales Zeug“, sagt Sandra. „Aber manchmal sind die Themen, sagen wir, spezieller.“

Schlau wie Spock

Mit vier Jahren hat sie angefangen Star Trek zu schauen, damals noch die Klassiker, immer zusammen mit Papa. „Spock war schon immer mein Liebling“, sagt Sandra und zupft an ihren Gummiohren. Spock ist Naturwissenschaftler und forscht immerzu. Das hat Sandra ihm nachgemacht: „Mein Lieblingsspielzeug war der Taschenrechner“, sagt sie und lacht. „Ich wollte so schlau werden wie Spock.“

Ihr Abitur machte Sandra in Mathe und Physik, dann begann sie ein Informatikstudium. „Ich wollte wissen, wie man die Kommunikation mit den Außerirdischen im All beschleunigen kann.“ Heute könnten Menschen noch nicht mit den Aliens reden, weil eine Nachricht zu ihnen länger als eine Million Jahre bräuchte, sagt Sandra. „Das heißt nicht, dass es die Anderen da draußen nicht gibt, nur, dass wir nicht mit ihnen reden können. Noch nicht.“

Bis sich das ändert, redet Sandra mit den anderen Fans vom Trekdinner München. 25 sind es zurzeit, zwischen zwanzig und fünfzig Jahre alt. Sandra ist ihre Leiterin. Neun Kilometer wohnt sie entfernt – sie kommt immer pünktlich, bestellt eine Apfelschorle und einen Grillteller, dann kann es losgehen. „Früher dachte ich, ich wäre der einzi-

ge Fan auf der ganzen Welt“, erinnert sich Sandra. Über eine Bekannte erfuhr sie von den Trekdinnern und merkte schnell: Es gibt noch andere Fans. Bei einem dieser Treffen vor zehn Jahren lernte Sandra dann Florian kennen. Florian Heidinger, heute König-Heidinger, ist zehn Jahre jünger als Sandra. Er kann Star-Trek-Dialoge mitsprechen. Früher hat er am Wochenende ein Star-Trek-Video nach dem anderen geschaut. Anstatt „geht klar“ sagt er „funktioniert innerhalb normaler Paradigma“, genau wie Captain Picard. Das hat sich Sandra vier Jahre später dann auch gedacht, Florian geküsst, und ihre DVD-Sammlung mit seiner zusammengelegt. Geheiratet haben sie im Star-Trek-Outfit.

Viele ihrer Hochzeitsgäste sind kostümiert gekommen, sogar jene, die gar keine Fans sind. Sandras Kleid war rosa, sie hatte sich Locken gedreht an diesem Tag, Florians Galauniform war beige. „Wir sahen so aus wie Troi und Riker in Star Trek Nemesis.“ Sandra strahlt, als sie die Geschichte erzählt, mehr als tausend Fotos hat sie von diesem Tag. Wieder und wieder streicht sie mit der Hand über die Plastikhülle, in der Florians Hochzeitsuniform verstaut ist. Troi und Riker sind die Lieblingsfiguren der beiden – genau wie sie waren Sandra und Florian erst befreundet, konnten sich nichts anderes vorstellen. Und dann ist es passiert.

Science-Fiction auf der Arbeit

Sandra liebt Spock, Troi und Riker. Sie sind Vorbilder für sie. Zum Beispiel beruflich: „Meine Abteilung in der Firma organisiere ich so wie Captain Spock ein Raumschiff: zu hundert Prozent zuverlässig.“ Spock ist fleißig, arbeitet

oft bis zur völligen Erschöpfung. „Respekt“, sagt Sandra. Sie selbst musste ihr Studium abbrechen, Scheidung der Eltern, Geldnot. Statt über Kommunikationswege mit Außerirdischen nachzugröbeln, hat sie jeden Tag acht Stunden gearbeitet, immer bis 17 Uhr. Dann, nach Dienstschluss, ist sie los, mit der S-Bahn in die Abendschule. Sie hat sich hochgearbeitet: Heute verwaltet sie die Rechtsabteilung in einer Elektrofirma in München.

Einmal ins All fliegen

Auch auf das Leben anderer Fans hat Star-Trek großen Einfluss, sagt Sandra. Zwischen Nationalitäten wird im All kein Unterschied gemacht, ausgegrenzt wird niemand. „Auf Conventions sind total viele behinderte Menschen“, sagt Sandra. Und egal, wie voll es ist, sie werden immer vorgelassen. Ein Freund von Sandra ist schwul. Obwohl er selbst kein Fan ist, kommt er gerne bei den Trekdinnern vorbei – er sagt, die Leute seien dort offener. „Bei Star Trek kann man viel lernen“, sagt Sandra. „Werte wie Nächstenliebe und Toleranz, die auf der Erde so oft fehlen, werden im Weltraum vorgelebt.“

Bei Star Trek werden Hologramme lebendig und mit einer Pille ist der Krebs geheilt – ob es im All wirklich so zugeht wie in der Serie, oder vielleicht ganz anders, das weiß auch Sandra nicht. Und sie wird es wohl nie erfahren. „Einmal ins All fliegen, das wäre toll“, sagt Sandra. Aber es ist viel zu teuer, und Sandra hat Verantwortung für ihre Söhne, neun und elf Jahre alt. „Für mich muss Star Trek reichen“, sagt sie. „Und dass es, vielleicht, in Zukunft auf der Erde ein bisschen so wird wie bei Star Trek. Schön wär’s.“ **III**



Hochzeit im Star-Trek-Outfit. Sandra und Florian sahen aus wie Troi und Riker.

einsteins.de

Dass Sandra wirklich nicht der einzige Fan ist, können Sie im Internet sehen: Wir waren für Sie zu Besuch auf der Fedcon, eine der größten Science-Fiction-Conventions in Europa.

Anzeige



Domplatz 16
85072 Eichstätt
Telefon 084 21-1520
Telefax 084 21-80124

Dom-Apotheke

Unser Leistungsangebot für Ihre Gesundheit

- Allopathie; Homöopathie
- Phytotherapie (Pflanzenheilk.)
- Orthomolekulare Medizin (Vitamine, Mineralstoffe, Spurenelemente, sekund. Pflanzenstoffe)
- Kosmetik; Kosmetikbehandlung
- Kompressionsstrümpfe und medizinische Bandagen
- Messen v. Blutdruck, Blutzucker, Cholesterinwerte
- Darmanalyse u. Darmsanierung nach dem Verein f. mikrobiolog. Therapie e. V. Dr. Hellmut Münch
- Inkontinenzberatung
- Diskretberatungszimmer
- Ausfahrdienst
- Verleih von Inhalatoren, Milchpumpen und Babywaagen
- Reiseimpfberatung
- Vortragsreihen u. Aktionswochen



Jil Boddenberg (21) war vor Beginn der Recherche eine Star-Trek-Null. Dank der Geduld von Sandra König kennt sie sich jetzt bestens aus – und versteht auch endlich, was ihr Bruder mit „funktioniert innerhalb normaler Paradigma“ gemeint haben könnte.

Gewiss im Ungewissen

Wenn Max Frisch, Karl Marx und Friedrich Nietzsche am Gartentisch aufeinandertreffen, wird die Zukunft zur Pralinenschachtel: Ein Gespräch im Reich der Toten.

max wartet. Er blickt angestrengt durch seine dicken Brillengläser. Furchen zeichnen die Stirn des Schriftstellers. Neben ihm kauern ein Professor mit buschigem Schnauzer und ein Journalist mit grauem Haar: Friedrich und Karl. Max startet zur Mitte des Tisches, wo ein Päckchen darauf wartet, geöffnet zu werden. Quadratisch, sorgfältig eingepackt und mit weißem Geschenkband verschnürt. Ächzend lehnt er sich zurück. Atmet tief durch. Hämmert zweimal mit den Fingernägeln auf den Tisch und greift schließlich zum Päckchen. Friedrich und Karl schauen auf

Ziel, aber unvermeidlich wiederkehrend. Die Zukunft ist also ...“ Er schaut zum Himmel und schließt die Augen: „... eine ewige Wiederkehr.“ „Nein. Die Zukunft muss besser sein!“, ruft Karl energisch dazwischen. Streng krümmen sich die dichten Augenbrauen. Friedrich schreckt auf: „Was kann denn besser sein als einen Sinn im sinnlosen Dasein zu finden?“ Seine Stimme zittert in Ekstase. Verzweiflung und Neugier spiegeln sich in den plötzlich wachen Augen. „Das Paradies“, flüstert Karl langsam. Genüsslich zerrinnen die Worte in seinem Mund. „Stell dir vor, die Zeit ist ein Band. Dann ist die Zu-

chen zurück auf den Tisch. Eine Ameise krabbelte über die Decke. Max nimmt sie auf die Hand und setzt sie behutsam auf das Geschenkband: „So wie die Ameise jetzt Faden für Faden als neuen Abschnitt, als Hindernis, wahrnimmt – Faser für Faser – eine neue Entdeckung, konstruieren wir uns ein Nacheinander der Augenblicke. Betrachten wir die Situation aber aus größerer Distanz, erkennen wir, dass gar nichts Neues kommt. Es ist alles schon da: Alles ist immer und zwar jetzt.“ Max kräuselt die Nase, rückt die Brille zurecht und rutscht auf dem Stuhl nach vorne, als wolle er ein Geheimnis verraten: „Die

„Aus größerer Distanz erkennen wir, dass gar nichts Neues kommt.“

Es ist schon alles da: Alles ist immer und zwar jetzt.“

Max blickt auf das kleine Kärtchen, das am Geschenkband baumelt. „Alles Gute für die Zukunft“, steht da in feiner Linie geschrieben. „Zukunft. Was heißt denn schon Zukunft?“, raunzt er verächtlich.

„Ein spannendes Thema“, antwortet Friedrich. Über seine Augen huscht ein Anflug von Wahn. „Die Geschichte ist wie eine Schleife“, erklärt er und deutet auf das Päckchen. „Sich wiederholend. In großen und kleinen Schlaufen. Doch am Ende immer wieder am selben Knotenpunkt ankommend. Es ist ein Dasein, so wie es ist, ohne Sinn und

kunft die Erlösung.“ Er nimmt Max das Päckchen aus der Hand und streift liebevoll über die Fasern des Geschenkbandes: „Zusammengeflochten aus unzähligen dünnen Fäden, die einem einzigen Ziel entgegen streben.“

Ein hoffnungsvoller Schleier legt sich über sein Gesicht. Die Schultern sinken, die Mundwinkel entspannen. „Davon träumen die Christen auch. Aber anders als du, Karl“, mischt sich Max in die Diskussion ein und winkt ab. „Schon einmal daran gedacht, dass vielleicht nur deine Wahrnehmung ein Band konstruiert?“ Karl legt das Päck-

Zeit wäre damit nur ein Zaubermittel, das unser Wesen auseinanderzieht und sichtbar macht, indem sie das Leben, das eine Allgegenwart alles Möglichen ist, in ein Nacheinander zerlegt. Ein Hilfsmittel unserer Vorstellung, eine Abwicklung, die uns ein Nacheinander zeigt, was eigentlich ein Ineinander ist, ein Zugleich, das wir allerdings als ein solches nicht wahrnehmen können, so wenig wie die Farben des Lichts, wenn sein Strahl nicht gebrochen und zerlegt wird.“ Karl setzt zur Widerrede an, doch Max gebietet mit ausgestrecktem Zeigefinger Schweigen. Die Ameise



kriecht das Tischbein hinab. Max führt den Finger in die Höhe und starrt zur Sonne, bis sich sein Blick nachdenklich in der Ferne verliert.

Als die Terrassentür knarzt, schrecken die drei Philosophen aus ihrer Trance. Heraus tritt ein junger Mann mit zu kurzen Hosen und kariertem Hemd. Er trägt Turnschuhe. Zielstrebig geht er zum Tisch, grüßt, setzt sich und greift zum Päckchen. Mit einem Ruck löst er die Schleife – Karl zuckt zusammen. Der junge Mann rollt das Band auf und öffnet den Deckel. Max reckt den Hals: „Und, Forrest, was ist drin?“ Forrest schenkt der Frage keine Beachtung. Genüsslich saugen seine Nasenlöcher den Geruch ein. „Riecht das lecker. Darf ich euch eine Praline anbieten?“ Die Gäste greifen mit gierigen Fingern zu, legen sich die Schokolade genussvoll auf die Zunge. Friedrich verzieht den Mund:

„Bäh, bitter.“ Karl dagegen träumt süß, während Max die Schokolade langsam auf der Zunge zergehen lässt. Forrest beobachtet das Szenario und lacht.

„Über was habt ihr denn vorhin geredet?“ – „Die Zukunft“, nuscheln Karl und Max unter Schmatzen. „Gut, dass ich nicht dabei war. Wahrscheinlich hätte ich nur die Hälfte verstanden, bei

so großen Denkern“, bemerkt Forrest und grinst. Max, Karl und Friedrich sinken, geschmeichelt lächelnd, in ihre Sessel zurück. „Noch eine?“, fragt Forrest. „Nein“, raunzt Karl. Forrest zuckt mit den Schultern, greift zur Schokolade und flüstert: „Das Leben ist wie eine Pralinenschachtel. Man weiß nie, was man bekommt.“ III

In den Hauptrollen:

Max: Max Frisch. Schweizer Schriftsteller mit einem Faible für dickrandige Brillen. Hat neben „Andorra“ und „Gantenbein“ auch noch Zeit gefunden, als Architekt Häuser zu bauen.

Friedrich: Friedrich Nietzsche. Träger eines markanten Schnauzers. Am Ende seines Lebens ging es ihm geistig nicht mehr so gut. Davor hat er große Philosophie verfasst.

Karl: Karl Marx. Philosoph und mehrfacher Revolutionsvater. Hat sich schon lange vor Angela Merkel Gedanken über die Auswirkungen des ungezügelter Kapitalismus gemacht.

Forrest: Forrest Gump. Hat in seinem Leben auch jede Menge geleistet. Philosophische Abhandlungen gehören nicht dazu. Aber dafür war er wahrscheinlich glücklicher als die anderen Herren unserer Gesprächsrunde.

„Ich denke niemals an die Zukunft. Sie kommt früh genug.“ Albert Einstein

Klingeln Sie einfach bei Zukunft

Hallo Herr Zukunft, wie lebt es sich mit ihrem Nachnamen?

Super! Die Resonanz von anderen Leuten ist positiv. Die sagen immer, das sei ja ein toller Name. Viele denken, Zukunft sei ein Künstlername, aber das ist er eben nicht.

Was bedeutet der Name Zukunft für Sie?

Der Name bedeutet mir sehr viel. Er wirkt sich auf mein ganzes Leben aus. Meine Anwaltskanzlei heißt auch ‚Zukunfts-partner‘. Und meine Band heißt ‚Zukunft und die Lichter‘.

Ist Ihr Name auch sonst Programm?

Ja. Wie sagt man: Nomen est Omen! Ich bin Mediator (Anm. der Red.: Außergerichtlicher Streitschlichter), und das ist ja schon etwas Neues und Zukünftiges. Ich glaube, ich habe auch eine andere Art und Weise, wie ich an Dinge herangehe. Meine Denkweise ist recht avantgardistisch. Mir geht es sehr gut im Leben, aber vielleicht liegt das auch einfach an meinem Naturell.

Welche Witze wurden schon über Ihren Nachnamen gemacht?

Captain Future – ist ja klar. Vergangenheit statt Zukunft. Alles recht naheliegend. Ich wurde ziemlich aufgezogen, als Kind ist das schon manchmal schlimm.

Wissen Sie, wie viele Menschen es in Deutschland gibt, die Zukunft heißen?

Nein. Es sind aber auch nicht gerade wenige. Ich habe mal im Telefonbuch nachgesehen: In Berlin gibt es drei. Einen Herrn Zukunft habe ich auch schon mal angerufen, um herauszufinden, ob wir verwandt sind. Waren wir aber nicht. Das Telefonat war auch nicht sonderlich erbaulich.



Sebastian Zukunft (37) aus Berlin, Rechtsanwalt, Mediator und Musiker.

Was wünschen Sie sich für ihre Zukunft?

Berlin ist nur Stadt, Stadt, Stadt. Ich möchte eines Tages mit Freunden, Verwandten und Bekannten in einer Gemeinschaft auf dem Land leben. Ich möchte mehr Natur um mich herum, ich möchte mehr Zeit mit lieben Menschen verbringen. Derzeit schaue ich mich in Brandenburg nach einem geeigneten Ort um. Ich hoffe, dass diese Vision in fünf bis zehn Jahren Wirklichkeit wird.



Mit seltsamen Namen kennt sich unsere Autorin **Birke Kruppert** (22) aus. Ihrer Meinung nach ist Captain Future keine Beleidigung.



Welcher Zukunftstyp sind Sie?

Sie sind ein Planer, wenn ...

- ... Sie niemals Soziologie, Geschichte, Philosophie oder Lehramt studieren würden (es muss schon Karriere möglich sein).
- ... Sie fließend Russisch, Japanisch oder Chinesisch sprechen (und Ihr Lebenslauf aussieht wie der auf Seite 52).

Sie sind ein In-den-Tag-hinein-Leber, wenn ...

- ... Sie höchstens für die nächsten fünf Minuten planen. Allerhöchstens.
- ... Ihnen Nervosität fremd ist – es sei denn, Ihr Partner/ Ihre Partnerin spricht über Themen wie Heirat, Hausbau oder Kinder.

Sie sind ein Träumer, wenn ...

- ... Sie sich schon im eigenen Traumhaus sehen – am besten dank hoch bezahlter Führungsposition.
- ... Ihr liebster Plan A ein Lottogewinn ist, mit dem sich all Ihre Wünsche erfüllen.

Sie sind ein Nostalgiker, wenn ...

- ... Sie noch bei Ihrer Mutter wohnen – und das richtig klasse finden.
- ... Sie sich vom Euro nicht beirren lassen. Jeden Preis rechnen Sie konsequent in D-Mark um.

Zukunftsziele der Redaktion

eine eigene Obstfarm in Norwegen aufbauen

einmal in Las Vegas 5000 Euro auf den Kopf hauen

Zwillinge bekommen und ihnen sich reimende Namen geben

einen alten Bauernhof umbauen und ein Familien-Wohnprojekt im Grünen starten

Kind, Karriere und Hund unter einen Hut bekommen

einmal mit Interrail durch ganz Europa fahren

einmal den Center-Court bei den French Open betreten

als Journalist und Arzt ohne Grenzen in Afrika zu arbeiten

einmal pole dancen in einem amerikanischen Strip-Club

das Gesellschafts-Ressort einer deutschen Tageszeitung oder eines Nachrichtenmagazins leiten

fit bleiben



Johannes Laubmeier bei seiner Ankunft auf dem Winterberg in Saarbrücken.

Altersteilzeit

Johannes Laubmeier ist 23 Jahre alt. Für *Einsteins* wurde er 73 und wohnte drei Tage lang im Altenheim. Er lernte, Geduld zu haben. Mit sich und mit der Zeit. Eine langsame Geschichte.

Sie wärmen die Butter hier vor dem Essen leicht an. So kann man sie leichter verstreichen auf dem weichen, lockeren Brot. Es ist Abendessenszeit, draußen scheint noch die Sonne. Auf meinem Teller liegen Wurst und Streichkäse, daneben kleine Maiskolben und Essiggurken. Dazu gibt es Früchtetee. Es ist still an den Tischen, niemand redet. Im Fernsehen ergießt sich die Romantik einer Telenovela, keiner schaut hin. Als ich mir Tee einschenken will, fängt mein Arm an zu zittern, mein Ellbogen blockiert, juckt und ich verschütze fast die halbe Tasse. Neben mir sitzen Adelheid Freidinger (88) und Emilie Koch (78), beide im Rollstuhl. Sie schauen mich an, interessiert, sie taxieren mich. Ich probiere die Nachspeise. Rosafarbener Joghurt, der sehr gut schmeckt, ich weiß nur nicht wonach. Wir unterhalten uns über Zuhause und warum wir hier sind. Ich überlege, ob ich noch Tee möchte. Lieber nicht, ich will mich nicht wieder anstrengen müssen. „Ich bin jetzt erstmal nur für ein halbes Jahr hier“, erzählt mir Frau Koch, „dann werde ich operiert und kann hoffentlich wieder in meine Wohnung unten in Saarbrücken.“ „Ich wohne in Quierschied, das ist in der Nähe von Saarbrücken“, sagt Frau Freidinger, sieht mich an, lächelt, „bin aber vorerst für immer hier.“

Katzenbabys auf Orange

Einen Tag zuvor stehe ich mit einem großen Koffer vor dem Altenheim „Winterberg“ in Saarbrücken. Drei Tage werde ich hier wohnen, drei Tage mein Leben in 50 Jahren führen. Das Gebäude ist gelb, frisch gestrichen, das Gerüst steht noch. In der Auffahrt zum Gebäude sitzt ein alter Mann in einem Rollstuhl in der Sonne. Ich frage ihn nach dem Weg zur Pforte. Er deutet mit dem Finger hinter sich. Ich gehe hinein. Mein Zimmer ist auf Station 2. Orangefarbene Wände, Plastikfußboden, im Flur hängen Bilder von Katzenbabys und Nachdrucke moderner Kunstwerke.

„Sie werden bemerken, dass es hier nie ganz leise ist“, warnt mich die Seniorbetreuerin. Aus meinem Nachbarzimmer klingen italienische Schlager, schräg gegenüber redet eine Frau mit sich selbst. Kochrezepte rezitiert sie, zwölf Stunden am Tag. Hinter fast jeder Tür läuft der Fernseher. Auch mein Zimmer ist orange gestrichen, diesmal aber pastellfarben,

Raufasertapete. Ein Pflegebett mit Schwesternknopf steht in der Mitte des Raums, daneben ein Tisch und zwei Stühle. Wäre ich länger hier, hätte ich eigene Möbel mitbringen dürfen. Für drei Tage lohnt es nicht. An der Schranktür klebt ein Schild, man muss seine Kleidung kennzeichnen, sonst wird nicht dafür gehaftet. In der Wand stecken Nägel und erinnern an Fotos, die dort nicht mehr sind. Das Gerüst vor dem Fenster verstellt den Blick nach draußen. An der Pforte habe ich Pralinen geschenkt bekommen und eine Karte mit dem Logo des Altenheims. „Willkommen in der Familie“ steht auf der Karte, daneben ein Auszug aus Hermann Hesses „Stufen“. Jemand hat mit „i.V. Köhler“ unterschrieben.

In einer Metallkiste vor mir steht mein Leben als alter Mann. Ein Altersanzug, der die körperlichen Beschwerden simuliert, die ich aller Wahrscheinlichkeit nach als 73-Jähriger haben werde. Ich ziehe ihn an und fühle mich schwerfällig. 15 Kilo Blei drücken meinen Körper nach unten. Ohrdämpfer und ein Visier kapseln mich ab von meiner Jugend. Stulpen, ähnlich wie Knieschoner, blockieren meine Gelenke. „Age Man“ steht hinten in roten Buchstaben auf dem silbernen Anzug. Klingt wie der Name eines Superhelden. Ich fühle mich überhaupt nicht so und sehe auch eher aus wie ein Industrieschweißer.

Der Gesang des jungen Mädchens

Lachen flutet den Raum. Mehrere Bewohner feiern Geburtstag und ich bin eingeladen. Zur Feier des Tages gibt es Käsekuchen und Frankfurter Kranz. „Herzlichen Glückwunsch, liebe Maikäfer!“, begrüßt Beate Kallenborn, die Beschäftigungstherapeutin, die Geburtstagskinder. Acht Bewohner sitzen am Tisch, der jüngste ist Mitte 70, die älteste über 90. Jeder bekommt ein Geschenk: eine Geburtstagskarte und ein Nagelpflegeset, eingepackt, mit Schleife. Ein Mann spielt Klavier. „Hochsollerleben“ schallt durch den Saal, danach „Chevaliersdelatableronde“. Eine zahnlose Frau sitzt mir gegenüber. Sie hat ihre Haare zum Zopf gebunden. Mit weit geöffneten Augen singt sie „Wenn die Sonne erwacht auf den Be-hergen“. Ihre Stimme klingt wie die eines jungen Mädchens. Meine Armhaare stellen sich auf. Ich frage mich, welche Lieder wir wohl irgendwann einmal singen werden. „Atzenmusik“ im Altenheim? Mir wird schlecht.



gefühlte 40°C ohne Wind



Medizin-Tagesration



Bettruhe 21 Uhr

Die Nachtwache

Nur langsam wird draußen der Himmel grau. Der Stationsflur ist schon seit zwei Stunden menschenleer. Meine Tischnachbarinnen sind gleich nach dem Abendessen zu Bett gegangen. „Nicht um zu schlafen, sondern um zu liegen“, hat Frau Freidinger mir erklärt. Das sei so entspannend, wenn man den ganzen Tag gegessen hat. Ich selbst kann nicht schlafen und gehe deshalb durch den hellen Gang in den Aufenthaltsraum. Wolfgang Poch (67) vom Zimmer gegenüber sitzt allein vor dem Fernseher. Er trägt einen Jogginganzug und Schlappen, dazu Totenkopfsocken. Neben ihm auf dem Tisch liegt eine Schachtel Zigaretten. Im Fernsehen jagt ein junger Clint Eastwood Verbrecher. Gestern war sein achtzigster Geburtstag. Ich setze mich neben Herrn Poch. Wir sehen fern, schweigen. Immer wieder durchbricht das Fiepen des Schwesternalarms die Ruhe. Nach einer halben Stunde fragt Herr Poch: „Soll ich den Fernseher anlassen?“ Ich verneine und wir gehen in unsere Zimmer. Als ich ohne den Altersanzug auf dem Bett liege, verstehe ich, was Frau Freidinger gemeint hat. Ich esse ein paar Willkommenspralinen. Der Himmel ist fast schwarz geworden. Draußen geht eine Gruppe Jugendlicher vorbei. Es ist halb zehn.

Auf der Suche nach bekannten Namen

Als mich die Schwester um Viertel nach sieben weckt und mir aus dem Bett hilft, habe ich gerade einmal drei Stunden durchgeschlafen. Viermal haben mich die Nachtpfleger geweckt, um mich umzulagern, damit ich mich nicht wund liege. Viermal ist das Licht in meinem Zimmer aufgeflammt und ich bin unsanft von einem freundlichen „Grüß Gott, Herr Laubmeier“ aus meinem Schlaf gerissen worden. Viermal habe ich danach eine Viertelstunde gebraucht, um wieder einzuschlafen. Nicht so einfach, wenn fünf Minuten nach mir die Dame mit den Kochrezepten aufgeweckt wird und anfängt zu reden. Widerwillig ziehe ich mir den Altersanzug über und gehe in den Aufenthaltsraum, um zu frühstücken. Frau Freidinger und Frau Koch sitzen bereits am Tisch. „Da sind Sie ja endlich, guten Morgen“, begrüßen sie mich. Ich setze mich zu ihnen und versuche, eines dieser kleinen Marmeladendöschen, wie es sie auch in jeder Jugendherberge gibt, zu öffnen. Doch mit den Handschuhen des Altersanzugs kann ich die Lasche nicht greifen, rutsche immer wieder ab. Ich wehre mich gegen meine anfängliche Versuchung, die Handschuhe auszuziehen, versuche es noch fünfmal. Schließlich bitte ich, erschöpft und erniedrigt, die Schwester um Hilfe. Sie fragt etwas und ich muss zweimal nachfragen, was sie gefragt hat. Die Gehördämpfer des Anzugs machen jeden noch so kurzen Wortwechsel fast unmöglich. Als sie direkt in mein Ohr spricht, verstehe ich sie. Ob ich noch Kaffee will, möchte sie wissen. Den Rest des Frühstücks verbringe ich schweigend. Wenn ich nicht rede, kann ich nichts überhören, keinen

Fehler machen. Nach dem Essen teilt die Schwester kleine Becherchen mit Medizin an die Bewohner aus. Die Becher sehen aus wie Schnapsgläser und haben verschiedene Farben, je nach Mahlzeit. Morgens sind sie gelb. Frau Freidinger bekommt einen, Frau Koch sogar zwei. Routiniert kippen sie die Medizin hinunter und spülen mit einer Tasse Kaffee nach. Nach dem Frühstück liest Frau Freidinger die Lokalzeitung. „Mal sehen, ob von uns diesmal jemand dabei ist“, sagt sie und blättert zum Teil mit den Todesanzeigen. Auf dem Gerüst vor dem Fenster landet ein Rabe. Ehe sie aufblickt, ist er verschwunden. Sie legt die Zeitung weg, klappt ihren Rätselblock auf und beginnt mit einem Kreuzworträtsel.

Schuhe mit Riemchen

Ich sitze auf meinem Bett, als es klopft. Beate Kallenborn streckt ihren Kopf durch die Tür: „Darf ich reinkommen? Sie hätten jetzt ihren Krankengymnastiktermin.“ Sie stellt zwei Stühle in die Mitte des Raums und wirft einen Blick auf meine Schuhe: Birkenstock, die ich mir extra von meinem Onkel geliehen habe. „Solche Schuhe sind aber nichts für einen Mann in Ihrem Alter. Was meinen Sie denn, wie leicht Sie da stolpern können? Sie brauchen Schuhe mit Riemchen.“ Riemchen an den Fersen also. Ich gelobe Besserung. Wenig später sitzen wir uns gegenüber und ich hebe abwechselnd meine Arme und Beine. Meine Gelenke sind schwergängig wie schlecht geölte Scharniere und stoppen mich auf halber Strecke. Nach wenigen Minuten fange ich an zu schwitzen. Wir drehen einige Runden auf dem Gang. Mit einer Hand halte ich mich am Geländer fest, auf der anderen Seite stützt mich die Therapeutin. Als sie mich auf mein Zimmer zurückbringt, muss ich mich kurz hinlegen. Mein Körper knarzt.

Im Westen nichts Neues

Als ich zum Mittagessen in den Aufenthaltsraum komme, sitzt Frau Freidinger noch da wie beim Frühstück. Sie schaut aus dem Fenster, Richtung Westen, wo hinter den Baumwipfeln irgendwo Frankreich liegt. Blumen stehen auf dem Tisch, ihre Tochter war am Vormittag da. Vor ihr der Rätselblock. „Es ist ein bisschen windig. Die Bäume zappeln“, sagt sie zu mir, als ich mich setze. Zum Mittagessen gibt es Frikadelle mit Bohnen und Kartoffelbrei. Zumindest schließe ich aufgrund der Farben Braun, Grün und Gelb auf dieses Menü. Ich habe passierte Kost bestellt, ich will wissen, wie das ist, wenn man nicht mehr kauen kann. Der Kartoffelbrei und die Bohnen schmecken gewohnt. Nur das Fleisch macht mir Probleme, obwohl es eigentlich lecker schmeckt. Ich bin zwar ein Frikadellenfan, doch als undefinierbare Masse verliert das Gericht jeden Reiz. Gabel für Gabel würge ich den Fleischbrei hinunter. Frau Freidinger schaut mich mitleidig an. Auf ihrem Teller liegen Leberkäse und Kartoffelsalat im normalen Aggregatzustand, daneben ein rotes Becherchen. Als ich



Frau Freidinger



Frikadelle mit Kartoffelbrei und Bohnen



Warten im Lese-Eck

aufgegessen habe, schaue ich auf die Uhr. Es ist erst halb eins. Fast drei Stunden bis zum Nachmittagskaffee. Mein Blick wandert aus dem Fenster. Die Bäume in Frankreich zappeln. Ich versuche, die Zeit einzufrieren, warte auf einen Raben, aber bevor einer kommen kann, holt mich das Piepsen des Schwesternalarms zurück in die Realität. „Früher hatte man nicht genug Stunden am Tag, und heute will er nicht vergehen“, sagt Frau Freidinger. „Aber man gewöhnt sich dran.“ Ich frage sie, was sie denn am Nachmittag mache. „Ich sitze hier“, antwortet sie. „Geben sie mir mal den Rätselblock?“

Die letzte Odyssee

Am Nachmittag melde ich mich bei der Stationsschwester ab. Die Sonne scheint und ich will einen Spaziergang machen an meinem letzten Nachmittag als alter Mann. Von meinem Fenster aus habe ich einen Hubschrauberlandeplatz gesehen. Da will ich hin. Vor dem Altenheim sitzt wieder der alte Mann im Rollstuhl in der Sonne. Als er mich sieht, beginnt er zu grinsen. Das Visier des Anzugs macht die Welt um mich herum trüb und gelblich und die Sonne flackert mir in die Augen und blendet mich. Die Vögel zwitschern, doch für mich ist es nicht mehr als ein leises Fiepen. Wie unter Wasser dringen die Geräusche um mich herum an meine Ohren. Meine Schritte werden Meter für Meter tapsiger, stampfender. Nach zwei Minuten spüre ich meine Fußgelenke, nach fünf Minuten drückt und zieht es, nach zehn Minuten wird es unerträglich, ich muss mich setzen. Die Bäume zappeln, es weht ein leichter Wind. Trotzdem schwitze ich. Nach 25 Minuten komme ich wieder beim Altenheim an. Ich setze mich in die Lobby, verschnaufe und frage, wie weit ich gekommen bin. „Der Hubschrauberlandeplatz? Der bei der Klinik? Das sind 300 Meter, wieso?“ Mein letzter Tag geht zu Ende. Noch eine Nacht mit viermal Wecken, nochmal Frühstück mit Pillen für die Damen, dann zurück nach Hause.

Fünfzig Jahre Aufschub

Am nächsten Morgen packe ich den Altersanzug zurück in die Kiste. Im Aufenthaltsraum sitzt Frau Freidinger am Tisch, schaut Richtung Frankreich, wartet, rätselt. Der Fernseher läuft, aber keiner schaut hin. Ich verabschiede mich und gehe, vorbei an italienischen Schlagern, Kochrezepten und Katzenbabys, durch die Tür des Altenheims nach draußen. Ich spüre den Wind im Nacken, bin zurück in meinem normalen Leben. Zumindest für die nächsten fünfzig Jahre. **III**



Die Weisheit des Alters hat **Johannes Laubmeier** (23) nach seinen drei Tagen als alter Mann nicht erlangt. Auch wenn er sich das wünscht. Ist aber nicht schlimm, dafür hat er ja noch ein paar Jahre Zeit.

Pfleger aus Blech

Wenn 2030 der Pflegenotstand ausbricht, sollen Roboter helfen. Bis dahin gibt es für die Forscher viel zu tun.

Langsam und gleichmäßig bahnt sich der Care-O-bot 3 seinen Weg. Er surrt und rollt auf vier Rädern den Flur entlang. Der lange, kastenförmige Oberkörper ist leicht nach vorne geneigt, butlergleich, als würde sich der Roboter verbeugen. Statt Augen, Nase und Mund ist nur eine Kamera hinter dem durchsichtigen Gehäuse des Roboterkopfes zu erkennen. Hinter seinem Rücken verschränkt er einen Greifarm mit drei dicken Metallfingern. Der Becher mit Wasser, den er auf einem Tablett vor sich herträgt, verrutscht keinen Millimeter.

Als er das Ende des Flurs erreicht hat, stoppt der 1,65 Meter große Roboter und fixiert seine Umgebung. Fünf Meter von ihm entfernt im Wohnbereich befindet sich sein Zielobjekt. Peter Wollschläger sitzt an einem großen Tisch und blättert in der Zeitung, wendet den Blick von seiner Lektüre ab und schießt zur Tür. Der Roboter hält noch einen Moment inne, dann fährt er mit einem Ruck auf den Tisch zu.

Birgit Graf und ihr Kollege Theo Jacobs beobachten jede Bewegung des Care-O-bots genau. Die beiden Wissenschaftler haben den Roboter am Fraunhofer Institut für Produktionstechnik und Automatisierung (IPA) in Stuttgart entwickelt. Jetzt testen sie ihn eine Woche lang im Altenheim „Parkheim Berg“ in Stuttgart, heute ist der letzte Tag. Die Forscher wollen die Interaktion zwischen Mensch und Maschine analysieren, um den künstlichen Butler Schritt für Schritt zu verbessern und schließlich verkaufsbereit machen zu können.

Zahl der Pflegebedürftigen wächst um fünfzig Prozent

Eine Entwicklung, die sich lohnen könnte. Nach einer Modellrechnung des Statistischen Bundesamts wird der Anteil der pflegebedürftigen Menschen bis 2030 auf 3,36 Millionen ansteigen – das ist fast die Hälfte mehr als im Jahr 2007. Graf ist sich daher sicher, dass der futuristische Anblick des Pflegeroboters in zwanzig Jahren zum Heimalltag gehört: „Es ist allgemein bekannt, dass irgendwann Pflegenotstand herrschen wird. Die Roboter sollen Standardaufgaben übernehmen können, um den Pflegern mehr Zeit zu verschaffen.“ Eine warme Männerstimme tönt aus dem Gehäuse: „Ich habe hier einen Becher Wasser.“ Rentner Peter Wollschläger

schaut den Roboter argwöhnisch an, schmunzelt und greift nach dem Becher auf dem Tablett. Der gesichtslose Kopf des Care-O-bots verneigt sich. „Danke, dass Sie mir etwas abgenommen haben.“ Der 71-Jährige stellt den Becher zu den anderen auf den Tisch, die sich bei den vorherigen Testrunden angesammelt haben. Birgit Graf raunt ihrem Kollegen zu: „Die Leute nehmen den Becher, aber sie verstehen das nicht als Aufforderung zu trinken. Da ist irgendwie das Ziel verfehlt.“



Stets zu Diensten: Der Care-O-bot 3 wird im Parkheim Berg in Stuttgart auf Praxistauglichkeit getestet. Er bringt den Bewohnern Wasser – ob sie wirklich daraus trinken, bemerkt er nicht.

Genau darin liegt das Problem für Gabriele Ensink vom Institut für Gerontologie Heidelberg. „Die Leute denken immer, man kann körperliche Pflege und emotionale Betreuung trennen. Ich denke, das geht nicht. Das Problem ist nicht, ein Getränk einzuschenken, sondern die Person zum Austrinken zu bewegen.“ Von Altenpflegern hat Ensink gehört, dass die Pflegeroboter als sehr unheimlich wahrgenommen werden. Sie hofft deshalb, dass die Roboter niemals den Weg in die Altenheime finden werden. Markus Kleutges ist dagegen

überzeugt, dass Pflegeroboter in zwanzig bis dreißig Jahren serienmäßig zum Einsatz kommen werden. Der Ingenieur forscht selbst an der Entwicklung von Robotertechnik. Zusammen mit Studenten versucht er an der Hochschule Niederrhein einen humanoiden, also menschenähnlichen Roboter zu entwickeln. Kleutges hat bei Tests mit Pflegerobotern die Erfahrung gemacht, dass die Testpersonen nach einiger Zeit kaum noch Berührungsängste hatten. „Man muss beim Einsatz von Robotern darauf achten, dass die soziale Akzeptanz gewährleistet ist. Das kann man trainieren“, erklärt er. Im Parkheim Berg fallen die Reaktionen auf den Care-O-bot unterschiedlich aus. Einige Bewohner reagieren ängstlich, andere sind aufgeschlossen. Fakt ist, dass der Bedarf an professionellen Pflegekräften im stationären Bereich schlimmstenfalls von 170 000 auf 400 000 Kräfte im Jahr 2040 ansteigen wird – eine Zahl, die nicht gedeckt werden kann. Welche Alternative gäbe es also überhaupt zu den Robotern?

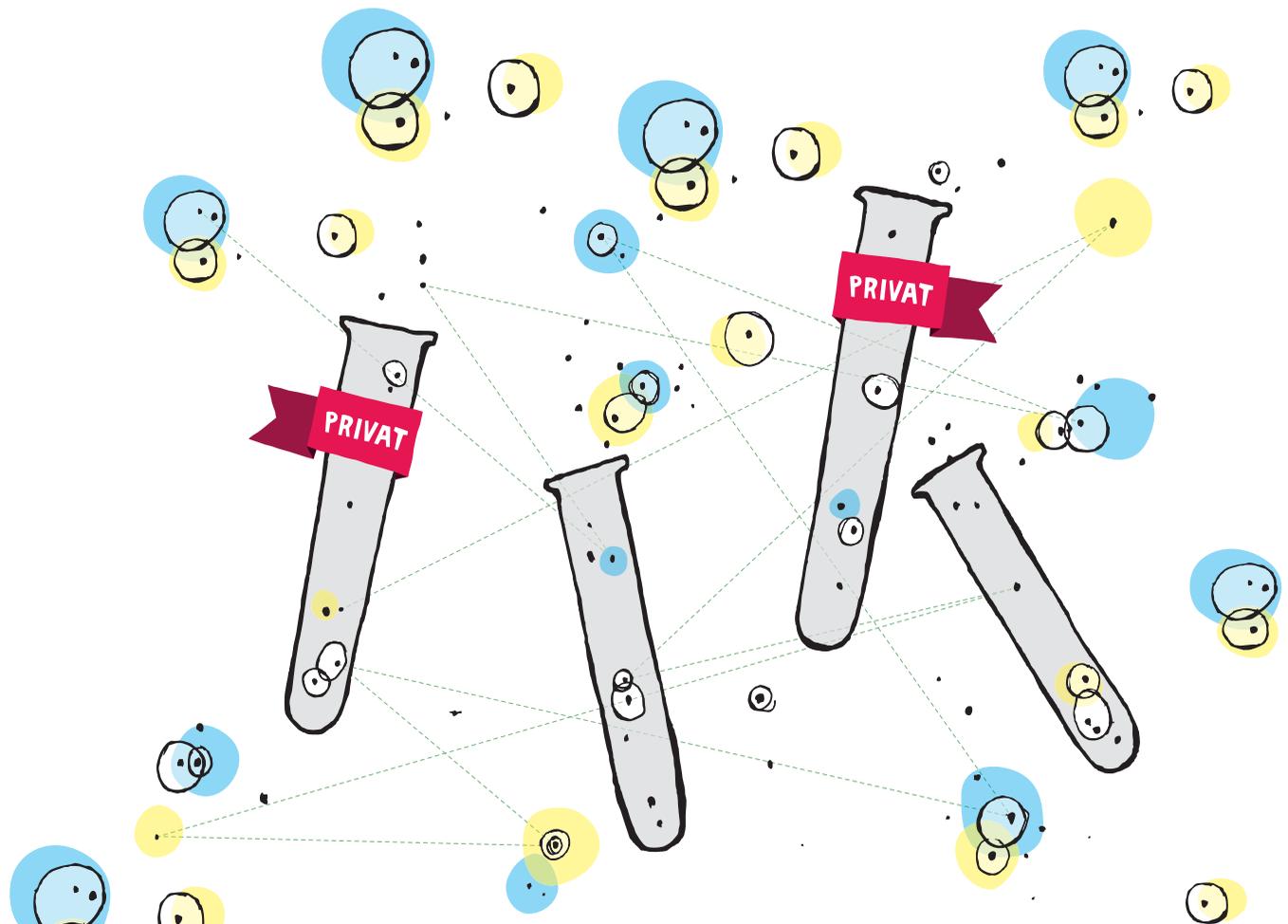
Japan als Vorreiter

Gabriele Ensink glaubt, eine Antwort zu kennen. Sie ist der Meinung, dass in Zukunft vermehrt Hilfskräfte bei der Altenpflege eingesetzt werden müssen. „Ich denke, dass uns angloamerikanische Systeme einholen werden. Fachkräfte haben weniger die Aufgabe zu pflegen als vielmehr Pflege zu steuern und zu kontrollieren.“ Im Parkheim Berg gibt Maschinenbauingenieur Theo Jacobs dem Care-O-bot zum fünften Mal den Befehl, Wasser an die Bewohner im Gemeinschaftsraum zu verteilen. Wollschläger winkt mittlerweile müde ab, sein Sitznachbar brüllt der Maschine entgegen: „Wenn dat ein vernünftiges Glas Bier ist, dann nehmen wir dat an!“ Schließlich wird der Roboter sein Wasser an der anderen Seite des Tisches los. Eine demente Bewohnerin stellt den Becher geistesabwesend auf den Tisch.

Laut Theo Jacobs vom Fraunhofer IPA ist der Prototyp des Care-O-bots noch lange nicht einsatzbereit. Der Roboter könne sein Programm abspulen, „aber in einer Umgebung mit so vielen Menschen können ganz viele unvorhersehbare Dinge passieren. Da kann der Roboter einfach noch nicht flexibel darauf reagieren.“ Außerdem würde der Prototyp derzeit noch 200 000 Euro kosten. Somit ist klar, dass er „noch viel zu teuer ist, aber noch zu wenig Funktionalität bietet“, erklärt Birgit Graf. Der Roboter müsse erkennen können, was ein Mensch gerade braucht. Schneller geht die Entwicklung in Japan voran: Dort sollen bereits in fünf Jahren Roboter regulär in der Altenpflege zum Einsatz kommen. **III**



Anne Romahn (21) hat seit ihrer Kindheit panische Angst vor Robotern. Sie würde in sechzig Jahren lieber gleich ins Gras beißen, als sich von einer Maschine pflegen zu lassen.



Tiefkühlversicherung

Stammzellen von Neugeborenen sollen Leben retten. Ob die Zellen aus dem Nabelschnurblut den Spendern selbst helfen werden, ist ungewiss.

benedikt ist acht Wochen alt. Er döst im Kinderwagen, seine Mutter Manuela Friedrich* schiebt ihn sanft hin und her. Benedikt hat jetzt schon eine Lebensversicherung: seine eigenen Stammzellen, entnommen aus seinem Nabelschnurblut bei der Geburt. Sie lagern in Erlangen, etwa eine Stunde vom Haus seiner Eltern in Eichstätt entfernt. Flüssiger Stickstoff kühlt sie auf minus 175 Grad Celsius herunter. „Es ist einfach eine Sicherheit – vielleicht kann man ihm damit helfen, wenn er krank wird“, sagt Manuela Friedrich, 28 Jahre alt. „Aber es ist auch ganz schön teuer. Wir konnten das nur machen, weil meine Mutter gesagt hat, dass sie es bezahlt.“

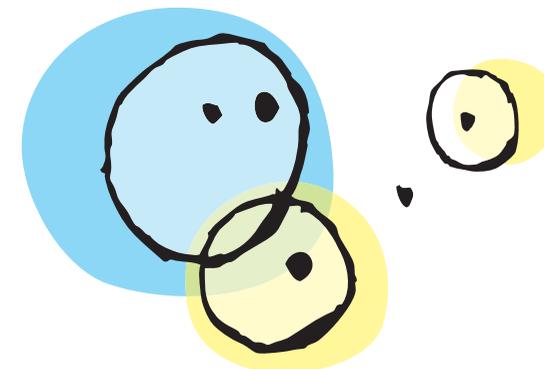
2400 Euro kostet die Einlagerung von Stammzellen. Die Firma Eticur wirbt mit der Möglichkeit, bei der Geburt die Stammzellen zu entnehmen und unmittelbar einlagern zu lassen – zunächst für 21 Jahre. Danach kann Benedikt selbst entscheiden, ob seine Stammzellen weiter aufbewahrt werden sollen. Das klingt nach einer sinnvollen Investition in die Zukunft des Kindes. Und genau so wird es auch in unzähligen Broschüren bei Frauenärzten und Anzeigen in Elternzeitschriften beworben. Die Branche boomt: „In letzter Zeit sind es immer mehr Eltern geworden, die die Stammzellen ihres Kindes privat einlagern wollen“, sagt Manfred Kynast, Gynäkologe aus Eichstätt.

Private Einlagerung – nur Kommerz?

Kynast aber warnt seine eigenen Patientinnen: „Bei den Privaten ist da auch viel Kommerz dabei.“ Eine Einlagerung in einer öffentlichen Datenbank sei sinnvoller. Dort wird das Stammzellenpräparat untersucht und eingelagert. Die Daten werden allen zur Verfügung gestellt, die eine Stammzelltransplantation benötigen. Und das – im Gegensatz zu der privaten Einlagerung – völlig kostenlos. „Unsere Arbeit rechnet sich trotzdem“, sagt Andrea Meyer von der öffentlichen José Carreras Stammzellbank in Düsseldorf. „Wir bekommen das Geld für die tatsächlich verwendeten Transplantate von den Krankenkassen bezahlt, und können mit dem Geld dann wiederum neue Transplantate einlagern.“ Bei den privaten Unternehmen ist hingegen nicht sicher, ob die Transplantate überhaupt jemals gebraucht werden. Uta Spindler von der privaten Stammzellbank Vita34 gibt an, dass sie bisher 14 Kinder mit Stammzellen behandelt hätten. In drei von diesen Fällen seien nicht die Spenderkinder selbst, sondern ihre Geschwister krank gewesen. Die Stammzellen von Geschwistern passen häufig besser als die von fremden Spendern.

Studienbelege fehlen

Typische Erkrankungen, die mit Stammzellen behandelt werden, sind vor allem Blutkrebs-, also Leukämie-Erkrankungen. Tobias Cantz, seit sechs Jahren in der Stammzellforschung aktiv, forscht derzeit im Max-Planck-Institut in Hannover nach zukünftigen Möglichkeiten, Stammzellen einzusetzen. „Der Gebrauch von privat eingelagerten Stammzellen ist schlicht noch Zukunftsmusik“, sagt er. „Es gibt wohl ein paar Fälle, bei denen es anscheinend geklappt hat, jemanden mit eigenen Stammzellen zu therapieren. Aber der richtige Beleg mit Studien fehlt noch.“ Gut belegt sind im Gegensatz dazu die Erfolge mit Stammzellen von anderen Menschen. Da sie häufig bei Leukämie eingesetzt werden, ist es wichtig, dass die Krankheit in dem Stammzelltransplantat nicht ebenfalls enthalten ist. „Bei den Stammzellen des eigenen



leukämiekranken Kindes ist die genetische Ausstattung nicht gut. Bestenfalls würde man die Uhr damit auf Null setzen.“ Bei Leukämie-Erkrankungen sei daher der Einsatz von fremden Stammzellen erfolgsversprechender. Wozu also werden die eigenen Stammzellen überhaupt eingesetzt? Uta Spindler von Vita34 berichtet von einer Verwendung bei Diabetes eins, also Zuckerkrankheit. Bei einer Studie „wurden die Stammzellen kurz nach der Diagnose eingesetzt und so die insulinbildenden Zellen nicht weiter zerstört.“ Statistisch gesehen ist das aber ein Einzelfall. In Deutschland gibt es noch keine weiteren Ergebnisse.

Aggressive Werbung der Privaten

Manfred Kynast sitzt am Schreibtisch in seiner Praxis. Er blättert durch die Werbeproschüren der Einlagerunternehmen. Glückliche Mütter, gesunde Kinder – trotz aller Versprechungen bleibt der Gynäkologe skeptisch: „Es gibt keine richtigen Studien über Therapien mit eigenen Stammzellen.“ Darüber könne auch die aggressive Werbung der Stammzellbanken nicht hinwegtäuschen. „Da steckt ein deutliches wirtschaftliches Interesse dahinter. Die Firmen sind recht drängend, auch im Honorarbereich.“ Die Honorare für die Ärzte seien in dieser Sparte im Vergleich zu anderen Leistungen hoch. Pro Frau, die sich für eine private Einlagerung von Stammzellen ihres Babys entscheidet, bekommt ein Arzt beispielsweise bei Eticur zwischen 90 und 150 Euro. Dazu kommen noch einmal knapp 42 Euro, wenn er bei der Geburt dabei ist und die Stammzellen entnimmt. Öffentliche Stammzellenspenden sind für die Mediziner weit weniger lohnenswert. Hier können sie nur die Entnahmegebühr abrechnen. Bevor das Feld der Stammzellspende nicht besser erforscht ist, tritt Kynast nicht von sich aus mit dem Vorschlag der Stammzelleneinlagerung an Patientinnen heran. Manuela Friedrich hat die Stammzellen von Benedikt nur für ihn selbst eingelagert, falls er sie einmal brauchen sollte. „Es war uns klar, dass wir das nur für ihn machen.“ Es gibt allerdings auch die Option, die Stammzellen privat einzulagern, die Daten aber für eine öffentliche Spende zur Verfügung zu stellen. Wenn jemand genau dieses Stammzelltransplantat braucht, tritt das entsprechende Unternehmen an die Eltern heran.

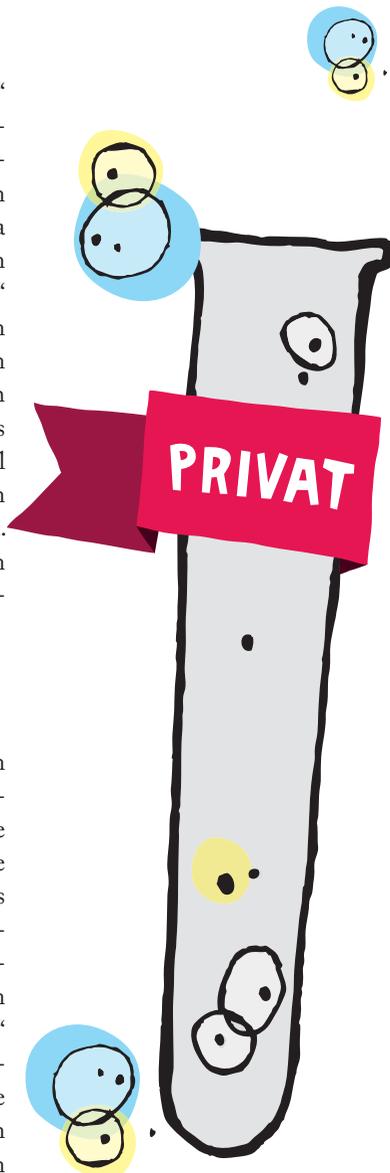
Private Einlagerung ist Luxus

Diese müssen sich dann erneut entscheiden: Geben wir das Transplantat dem, der es braucht, oder heben wir es weiter für unser Kind auf? Bei einer Freigabe würden zwar die bisher entstandenen Kosten erstattet, die Stammzellen für das eigene Kind wären aber verloren. „Das wäre ein zu großer Konflikt für uns“, sagt Manuela Friedrich. „Was ist, wenn sie das eigene Kind dann zwei Monate später braucht?“ Stammzellforscher Tobias Cantz ist da anderer Meinung: „Die Chance, im Notfall zu spenden, ist eigentlich charmant, wenn die Stamm-

zellen dann jemand anders helfen können.“ Trotzdem, sagt Cantz, sei die private Einlagerung Luxus. „Eine Ausbildungsversicherung ist wahrscheinlich sinnvoller. Wenn aber noch mehr finanzieller Spielraum da ist, kann ich es gut nachempfinden, wenn Eltern auf Nummer sicher gehen wollen.“ Die öffentliche Einlagerung sei auf jeden Fall eine gute Lösung: „Die Zellqualität von Babys ist gut, die Stammzellen sind noch ohne Giftstoffe und von höchster Güte. Es wäre schade, sie wegzuerwerfen.“ Im Notfall könne man ja auch auf die Stammzellen aus einer öffentlichen Datenbank zugreifen. Die Wahrscheinlichkeit, dass die eigenen Stammzellen im Ernstfall noch zur Verfügung stehen, sei groß.

Zukünftige Entwicklung ungewiss

Bei einer privaten Einlagerung setzt man auf die ungewisse Zukunft. Uta Spindler von Vita34 sieht große Chancen: „Die eigenen Stammzellen werden eine große Bedeutung haben. Sie bergen ein großes Reparaturpotenzial, und es ist sehr realistisch, Hirnschäden und Herzinfarkte so behandeln zu können. Irgendwann wird man auch neues Gewebe herstellen können.“ Stammzellforscher Tobias Cantz ist weniger zuversichtlich: „Vor zehn Jahren hatte man die Vorstellung, dass man diese Zellen eines Tages beispielsweise in Leberzellen umwandeln könnte. So einfach ist das aber nicht.“ Es sei noch schwer abzuschätzen,



ob Stammzellen aus Nabelschnurblut in dieser Hinsicht überhaupt brauchbar seien oder ob es noch andere Quellen gibt. Im Gegensatz zu embryonalen Stammzellen, also Zellen nach der Befruchtung der Eizelle, sind Stammzellen aus Nabelschnurblut nicht pluri-, sondern nur multipotent. Das heißt, sie lassen sich nicht in alle möglichen Zellen verwandeln. Das Problem bei Stammzellen aus Nabelschnurblut liegt also in der Umspezialisierung zu anderen Zellen, und zwar zu denen, die bei der entsprechenden Erkrankung gebraucht werden. „In den nächsten fünf Jahren wissen wir vielleicht, ob das klappt. Und dann ist immer noch die Frage der Vermehrung zu klären, um ein ausreichendes Transplantat zu bilden.“ Eine Prognose sei aber schwierig: „Das Feld entwickelt sich sehr schnell. Das Schaf Dolly wurde erst vor zehn Jahren geklont. Man kann einfach nicht sagen, was sich dort tun wird.“

Benedikt dreht sich im Schlaf in seinem Kinderwagen. Seine Mutter schiebt den Kinderwagen wieder sanft hin und her, ihr Blick ruht auf seinem kleinen Körper. „Forschung hin oder her – ich hoffe, wir werden seine Stammzellen nie brauchen.“ **III**



Anika Taiber (22) hat Nabelschnurblut unterschätzt, findet aber, dass sich Eltern zu viele Sorgen machen.



Jeder achte Deutsche leidet an Zukunftsangst. Dirk Platzbecker ist einer von ihnen.

Morgengrauen

Ein Abendessen nächste Woche, der Sommerurlaub in einem Jahr – Dirk Platzbecker hat keine Pläne. Er befürchtet, jede Minute sterben zu müssen. Ein Leben mit Zukunftsangst.

dirk starrt in den Himmel. Sein Herz schlägt gegen den Brustkorb. Er hat das Gefühl, die Luft wird zu eng. Ihm wird schwindelig. Schweißperlen rennen unaufhörlich seinen Rücken hinunter. Sie hinterlassen einen kalten Schauer. Seine Muskeln verkrampfen. Er greift die Hand seines Chefs: „Urs, ich kann nicht mehr. Ich muss hier runter.“ Er dreht sich um und schaut auf das gewaltige Bergmassiv. Rechts, links, vor ihm – Berge. Ihre Spitzen sind oben mit Schnee bekleckert und die Hänge sind in ein düsteres Grün getaucht. Weit und breit keine Menschenseele. „Ich muss hier runter. Ich muss wirklich hier runter. Ich brauche Hilfe, Urs.“ Dirk stemmt seine Hände in die Hüfte. Er

schnauft nach Luft. Jetzt drehen sich auch die Kollegen um. Sein Chef sagt ihnen, sie müssen allein weiter gehen. Mit einem festen Griff packt er Dirks Schulter. Für die beiden ist der Firmenausflug vorbei.

sterben. In Wirklichkeit ist er kerngesund. Hypochondrie, also die Angst vor einer nicht bestehenden Krankheit, ist die am häufigsten verbreitete Form von Zukunftsangst. Außer ihr gibt es generalisierte Angststörungen, psychosozial-

Drei Monate lang ging Dirk von Arzt zu Arzt, um herauszufinden, was passiert war.

„Es war ein großer Fehler, da mitzugehen. Eigentlich hätte ich wissen müssen, dass ich dort oben eine Panikattacke bekomme“, sagt Dirk heute. Dirk Platzbecker, 43 Jahre, leidet an Cardiophobie. Seit 13 Jahren hat er eine Angststörung und denkt, er könnte jeden Moment an einem Herzfehler

ale Angst und Depressionen, die man umgangssprachlich unter dem Begriff zusammenfasst. Laut einer Studie des Robert Koch Instituts leidet jeder achte Deutsche an Zukunftsangst. Als Dirk zum ersten Mal eine Panikattacke hatte, ging er drei Monate lang von Arzt zu Arzt, um herauszufinden,

Sie studieren mit hoher Motivation und sind interessiert am interdisziplinären Austausch?

Ihre Leistungen sind überdurchschnittlich?

Sie engagieren sich in gesellschaftlichen, kirchlichen oder politischen Zusammenhängen und sind bereit, Verantwortung zu übernehmen?

Dann freuen wir uns auf Ihre Bewerbung!

Das Cusanuswerk ist das Begabtenförderungswerk der katholischen Kirche in Deutschland und vergibt staatliche Fördermittel an katholische Studierende und Promovierende aller Fachrichtungen.

Sie möchten sich bewerben?

Sie wollen mehr über das Cusanuswerk wissen?

Informieren Sie sich auf unserer Homepage, rufen Sie uns an oder mailen Sie uns Ihre Anfrage!



Cusanuswerk
Bischöfliche Studienförderung
Baumschulallee 5
53115 Bonn
Telefon: 0228 / 9 83 84 0
Internet: www.cusanuswerk.de
Mail: info@cusanuswerk.de



Dirk kann wieder lächeln: Er hat gelernt, mit seiner Krankheit umzugehen.

was passiert war. Niemand konnte etwas finden. „Auf der einen Seite ist es ja schön, zu hören, dass man gesund ist, aber dann fängt man erst so richtig an zu grübeln.“ Als einer der Ärzte ihm nach drei Monaten sagte, dass er an einer Angststörung leidet, wollte Dirk ihm nicht glauben. „Früher habe ich Psychotherapie und geistige Krankheiten immer für Firlefanz gehalten und

„Ich kann mir gar nicht vorstellen, irgendwann ohne Angst zu leben.“

mich darüber lustig gemacht“, erklärt er. „Für mich war es echt hart, selbst zum Therapeuten gehen zu müssen.“ Mit Verhaltens- und Beruhigungstherapie hat Dirk versucht, seine Krankheit in den Griff zu bekommen. Bisher erfolglos. Es gab in den vergangenen Jahren nicht einen Tag, an dem Dirk morgens ohne Angst aufstehen konnte. Er hat schon mit allen Mitteln versucht, seine Krankheit zu bekämpfen. Baldrian, Johanniskraut, Bachblüten-tee. Bei ihm haben sie nichts bewirkt.

Dirks Schultern sinken tief in die schwarze Ledercouch. Seine Schuhe drücken sich in den neongrünen Teppich. Er hat die Arme verschränkt. Sein blaues Polohemd spannt eng um die Brust. In seinen Haaren glänzt Gel. Durch das Fenster flackert Sonnenlicht auf sein ausgezehrt Gesicht. Seit dem Firmenausflug in den Bergen sind anderthalb Jahre vergangen. Dirk hat

mittlerweile gelernt, mit seiner Krankheit umzugehen: „Man wird irgendwann Profi. Man kontrolliert sich selbst und checkt, ob es einem noch gut geht und versucht dann eben nicht immer gleich Panik zu bekommen, wenn etwas nicht stimmt.“

Trotzdem, es muss immer Hilfe in der Nähe sein, sonst bricht Dirk in Panik aus. Auf großen Konzerten oder unter vielen Menschen hält er es nicht aus. Er treibt keinen Sport, fährt nicht in den Urlaub und plant seine Zukunft nicht.

„Eigentlich glaube ich gar nicht an die Zukunft. Jedes Mal, wenn ich eine Panikattacke habe, bin ich mir sicher, dass ich sterben muss. Deshalb ist es völlig sinnlos für mich, irgendetwas zu planen.“ Für seine Freunde ist das oft schwierig. Wenn sie ihn fragen, ob er in einem Jahr mit zu einem Wochenendausflug kommt, sagt Dirk erstmal zu. „Ich denk immer: Das ist mir doch eh wurscht. Dann bin ich doch sowieso nicht mehr da.“

Dass seine Krankheit irgendwann einmal weg gehen könnte, glaubt Dirk nicht mehr: „Das hat sich so manifestiert. Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, dass ich irgendwann ohne Angst leben kann – aber ich hoffe es trotzdem jeden Tag aufs Neue.“

Seit zweieinhalb Jahren geht Dirk zweimal in der Woche zu einer Selbsthilfegruppe. Jemanden gefunden zu haben, mit dem er über seine Angst reden kann, hat ihm viel geholfen. Bald will er selber Gruppenleiter werden und anderen Leuten beibringen, mit ihrer Krankheit umzugehen. „Mich hat die Krankheit auch weiter gebracht im Leben. Ich rede jetzt viel eher über Dinge, auch über meine eigenen Gefühle und Ängste. Die Krankheit hat also auch ihre positiven Seiten.“

So einen Ausflug wie vor anderthalb Jahren macht Dirk aber nie wieder. Das hat er gelernt. „Ich wollte mir damals etwas beweisen. Ich wollte beweisen, dass ich das kann. Dass ich so bin wie alle anderen. Aber das bin ich eben nicht.“ III



Ihren nächsten Bergausflug hat **Nadine Becker** (21) noch nicht geplant, Angst vor der Zukunft hat sie deshalb aber nicht. Und das, obwohl sie Journalistin werden will. Tapfer, Tapfer.

Peter-Pan-Syndrom

Wer am Peter-Pan-Syndrom leidet, versucht immer ein Kind zu bleiben. Die Betroffenen haben Angst davor, erwachsen zu werden und stehen sich aus jeder Verantwortung. Bewusst missachten sie alle Regeln und schieben Aufgaben vor sich her. Weil die Erkrankten nicht allein sein können, suchen sie ständig nach neuen Freunden, auch nach Sexualpartnern. Die müssen am besten jünger sein und ein makelloses Aussehen haben. Denn diejenigen, die am Peter-Pan-Syndrom leiden, wollen ihre Freunde wie ein Accessoire zur Schau tragen.

Die Krankheit wurde 1984 von Dan Kiley, einem amerikanischen Familientherapeuten, entdeckt und ist nach dem gleichnamigen Roman von James Matthew Barrie benannt. Sie zählt zu den Schatten-Syndromen, einer Form von neuropsychiatrischen Gehirnabweichungen. „Die Krankheit soll laut ihrem Erfinder hauptsächlich Männer betreffen. Es ist aber bisher nicht nachgewiesen, dass es eine solche Krankheit wirklich gibt“, sagt Professor Uwe Gieler, Arzt für Psychosomatik und Psychotherapie an der Uniklinik Gießen. Von der Weltgesundheitsorganisation ist das Peter-Pan-Syndrom nicht als offizielle Krankheit anerkannt.

Dorian-Gray-Syndrom

Am Dorian-Gray-Syndrom Erkrankte haben Angst davor zu altern. Sie versuchen mit allen Mitteln ihren Körper jung zu halten und machen dafür exzessiven Gebrauch von modernen medizinischen Präparaten. Haarwuchs-, Schlankheits- und Potenzmittel gehören fast zum täglichen Gebrauch. Auch vor ästhetischer Chirurgie wie Faltenstraffung, Fettabsaugung und Bruststraffung machen die Betroffenen nicht Halt. Oft gehen mit dem Wahn, äußerlich eine ewige Jugend zu behalten, tiefe psychische Störungen und Depressionen einher.

Das Dorian-Gray-Syndrom wurde 2000 von Burkhard Brosig, einem Psychologen aus Gießen entdeckt, und ist angelehnt an das Buch „Das Bildnis des Dorian Gray“ von Oscar Wilde. In dieser Geschichte verkauft der Hauptcharakter seine Seele an den Teufel, nur um nicht zu altern. „Das Dorian-Gray-Syndrom ist eine ernst zu nehmende Krankheit. Es gibt Patienten, die sich durch ihren Narzissmus schon in den Selbstmord getrieben haben“, erklärt die Psychologin Katharina Fuchs von der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. In Deutschland leiden laut Schätzungen von Burkhard Brosig 2,5 bis 5 Prozent der Bevölkerung im Alter zwischen 25 und 40 Jahren am Dorian-Gray-Syndrom.

Generalisierte Angst

Die generalisierte Angststörung ist eine der häufigsten Formen von Zukunftsangst. Wer an ihr leidet, macht sich mehr als sechs Monate lang extreme Sorgen und grübelt häufig. Dabei muss es sich um mindestens zwei Lebensbereiche handeln, in denen man exzessive Furcht aufweist, zum Beispiel Arbeit, Liebe oder Finanzen. Eine generalisierte Angststörung ist mit normaler Furcht nicht zu vergleichen. Die Betroffenen können ihre Sorgen nie ausblenden und stellen immer ihre eigene Leistungsfähigkeit in Frage. Sie leiden unter ständiger Nervosität und Anspannung. Ihre Wahrnehmung steht in keiner Relation zur Realität. In Deutschland leiden rund fünf Prozent der Bevölkerung an einer generalisierten Angststörung. Besonders häufig betroffen sind erwachsene Frauen.

Meist tritt die Krankheit in einem Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren ein. Sie wird oft durch andere Grunderkrankungen wie Depressionen bedingt und verläuft in den meisten Fällen chronisch. „Die Ursachen für eine generalisierte Angststörung sind noch nicht bekannt. Man vermutet, dass sowohl genetische Voraussetzungen als auch Veränderungen im psychosozialen Alltag für das Eintreten einer solchen Krankheit verantwortlich sind“, sagt Professor Uwe Gieler, Arzt für Psychosomatik und Psychotherapie.

MEDIEN Berufe

... nach dem Studium in Eichstätt

Der MedienCampus Bayern e.V. ist der Dachverband für Aus- und Weiterbildung in den Medien in Bayern. Wir bieten Informationen zu über 200 Medienberufen, beispielsweise in den Bereichen Print, Hörfunk, Fernsehen, Multimedia, Werbung und PR, Design, Medienmanagement und -technik. Fragen, Antworten und Informationen zu über 73 Bildungseinrichtungen gibt es im Internet unter

www.medien-campus-bayern.de

Adresse: MedienCampus Bayern e.V.
Liebigstrasse 8
80538 München
Tel: 089/21 66 91-0
Fax: 089/21 66 91-70
E-Mail: buero@medien-campus-bayern.de

Vorstandsvorsitz:
Staatsminister Siegfried Schneider, MdL

Geschäftsführung:
Markus Kaiser



Für immer

Hinter jedem Tattoo steckt eine Geschichte. Eine, an die man sich für den Rest seines Lebens erinnern wird.

„Meine Tattoos bedeuten mir sehr viel. Ich verbinde sie mit Zeiten und Menschen, an die ich mich auch später noch erinnern will. Ich mag asiatische Kunstrichtungen – deswegen der Koi auf meinem Arm und die chinesischen Schriftzeichen. Was ich mir niemals tätowieren lassen würde, sind Totenköpfe. Wenn ich später mal Kinder habe, will ich schließlich nicht, dass sie Angst vor mir haben.“

Leo Brandhuber (27) aus Eichstätt, tätowiert am Oberarm mit einem chinesischen Stern und einem Goldfisch



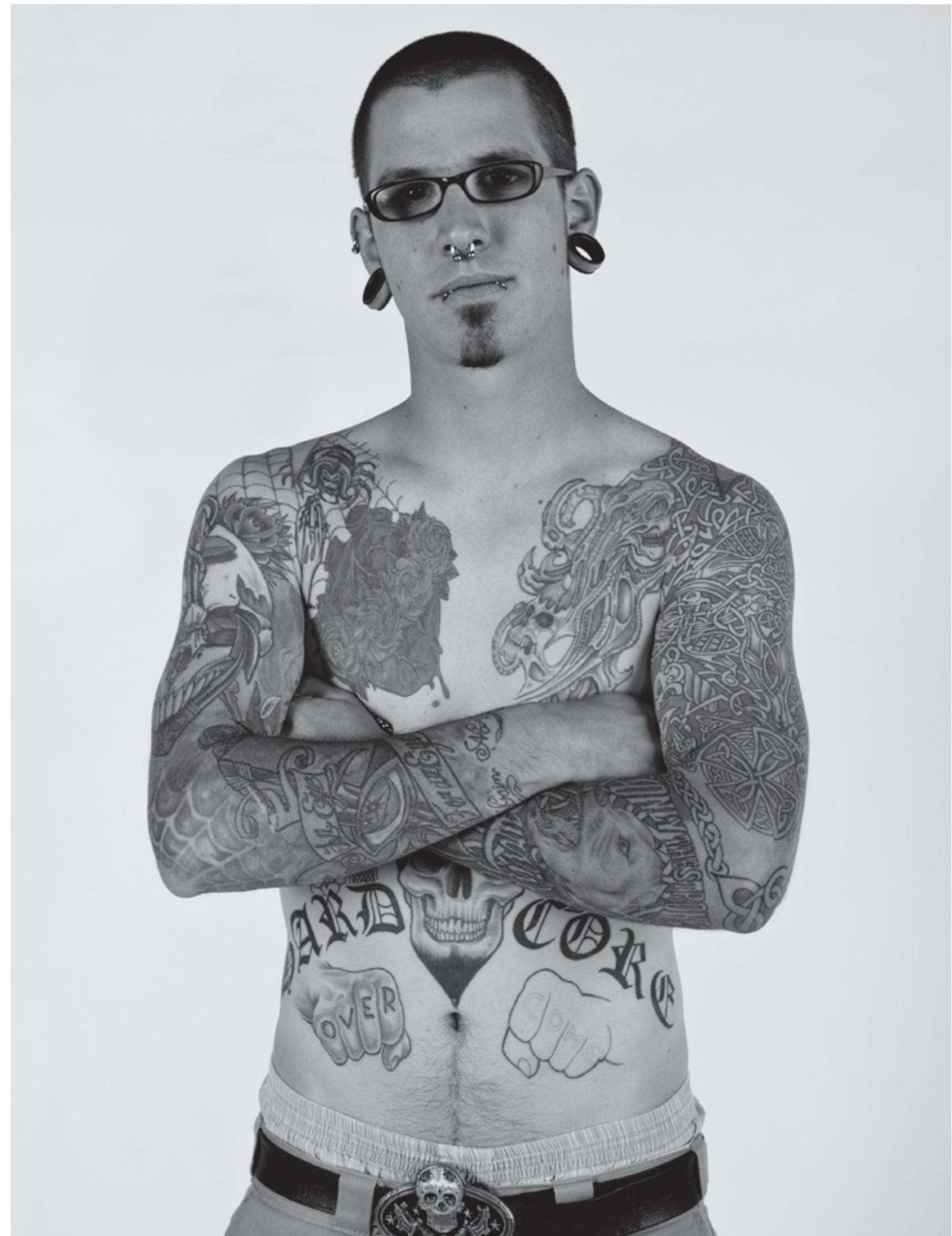


„Das Tattoo steht für den Beginn eines neuen Lebensabschnitts. Ich bin damals von Bulgarien nach Deutschland gezogen. Mit dem Teufel auf dem Arm wissen die Leute gleich, mit wem sie es zu tun haben. In Eichstätt gehe ich häufig in die Kirche. Omas und Opas schauen mich dort oft komisch an.“

Nina Buchelska (25) aus Eichstätt,
tätowiert am Oberarm mit einem Teufelchen

„Vor sieben Jahren habe ich mir mein erstes Tattoo stechen lassen, ein Tribal über meine Schultern und den Rücken. Heute gefällt es mir nicht mehr, deswegen lasse ich es überstechen. Die anderen Tattoos finde ich noch schön. Die meisten stehen dafür, dass ich mich nicht unterkriegen lasse. Aber auch für andere Menschen. Auf der linken Wade habe ich ein Portrait meiner Tochter Mia. Sie ist jetzt 18 Monate alt.“

Tino Schade (25) aus Ingolstadt,
tätowiert am ganzen Körper





„Mit Tattoos drücke ich meine Gefühle aus. Auf dem Fuß habe ich einen französischen Schriftzug: ‚Immer da, einer für den anderen‘ – für meinen älteren Bruder, weil er der wichtigste Mensch in meinem Leben ist. Angefangen habe ich mit der Schwalbe am Bauch. Die Tattoos sind mein Ausgleich, wenn ich Stress habe. Der Banner unter der Brust ist noch leer. Wenn ich mal ein Kind bekomme, möchte ich seinen Namen dort hineintätowieren lassen.“

Lisa Eberherr (20) aus Ingolstadt,
tätowiert am Bauch mit einer Schwalbe

„Der kleine Engel auf dem Handgelenk beschützt mich. Ich habe ihn stechen lassen, als ich 18 geworden bin. Vielleicht mag ich ihn so sehr, weil ich ihn selbst gezeichnet habe. Er ist nur für mich gedacht – deswegen an dieser Stelle, da sehe ich ihn immer. Ich habe noch eine Blumenranke und einen Schmetterling auf dem Bauch. Tattoos machen süchtig, aber ich möchte aufhören. Ich habe Angst, dass ich es irgendwann nicht mehr schön finde.“

Anne Braun (21) aus Eichstätt,
tätowiert am Handgelenk mit einem Engel



„Meine beste Freundin Lisa kenne ich seit mehr als zwanzig Jahren. Sie ist wie eine Schwester für mich. Als wir auf Bali waren, haben wir uns einen Satz in unserer selbst ausgedachten Sprache stechen lassen: ‚Lisas Bari Paradiso Ada Totra‘ – Lisas sind frei und zeitlos. Ich liebe es, spontan zu sein, mir keine Sorgen zu machen. Und wenn es mir nicht mehr gefällt, ziehe ich einfach eine Socke an.“

Lisa Bettendorf (23) aus Eichstätt,
tätowiert am Fuß mit einem selbsterfundenen Schriftzug

„Ich habe mehrere kleine Tattoos – Tribals und Figuren. Irgendwann wollte ich aber etwas richtig Großes. Es ist dieser Glücksdrache geworden. Ich bin drei Jahre lang ungefähr alle zwei Wochen ins Tattoo-Studio gegangen bis er fertig war. Die Ideen für meine Tattoos kommen aus allen Ecken der Welt, ich bin oft mit dem Rucksack unterwegs. Beim Tätowieren kann ich komplett abschalten, das ist Entspannung für mich.“

Christoph Bauer (30) aus Ingolstadt,
tätowiert am ganzen Körper
mit einem Drachen



Bewerbung

Unbedingt
zum Gespräch
einladen!

Auf die Pläne, fertig, los.

Wer morgen in die Führungsetage will,
muss sich heute darum bemühen - oder
besser schon gestern.

„Leider entsprechen Ihre Qualifikationen nicht unserem Anforderungsprofil.“ Es ist leicht, nach einer Absage auf die vielen Mitbewerber zu schimpfen, auf die schlechte Situation am Arbeitsmarkt, auf die Regierung oder den lieben Gott. Wirklich schuld ist man aber letzten Endes selbst. Die meisten Menschen begehen den Kardinalfehler, ihr Leben nicht rechtzeitig und genau genug zu planen. Karriereforscher empfehlen, sich ab der 10. Klasse einen genauen und möglichst langfristigen Plan zu erarbeiten. Doch selbst das ist eigentlich zu optimistisch gedacht: Zu diesem Zeitpunkt sind die Überflieger längst vorbeigezogen. Für den wirklich optimalen Lebenslauf braucht man neben frühester Planung vor allem eines: viel Geld. Völlig überschätzt werden hingegen tradierte Werte und Charakterzüge wie Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Fleiß und Ehrlichkeit.



Bodo Straub (23) hat bisher bei Bewerbungen sogar das ein oder andere Mal Erfolg gehabt - auch ohne Chinesisch-Kenntnisse. Aber dafür spricht er ja fließend ironisch...



Elite-Studium: Bachelor für 36 000 Euro

Ein grauer Betonklotz, mitten in München. Das Schild „Munich Business School“ verschwindet in der blassen Fassade. Im dritten Stock endlich Farbe: Ein Mädchen im pinken „I-Love-NY“-Pullover schlurft über den abgewetzten Teppichboden – willkommen in der Universität, in der ein Bachelor mehr als 36 000 Euro kostet und die zu den besten deutschen Privathochschulen im Bereich Wirtschaftswissenschaften zählt. Die Seminarräume: wie in jeder Uni. Die Studenten: Jeans und Sweatshirt. Die Bibliothek: zwei Bücherregale. Auf dem Tisch in der Mitte liegen stapelweise Karrieremagazine und Unternehmensbroschüren – ein Hinweis darauf, warum die Studenten hier zu studieren. Ein Studium in 60-Stunden-Wochen, das den Studenten alles abverlangt. „Das Arbeitspensum ist immens, Privatleben kann man vergessen“, sagt Sebastian Glahn (21) aus Bergisch-Gladbach, der im zweiten Semester International Business studiert. Yuki Kobler, der Pressesprecher der Business School, ist davon überzeugt, dass die Absolventen Berufe ergreifen, mit denen sie „in drei bis fünf Jahren das Geld wieder drin haben“. Bei Privatbanken, im diplomatischen Dienst oder in der Politik ist eine Elite-Ausbildung ein Türöffner. „Ebenso, wenn der Bewerber in Großkonzernen im europäischen Ausland will“, sagt Jutta Boenig, Karriereberaterin aus Überlingen am Bodensee. Die Grande Dame aller Elite-Unis, speziell im Bereich Business, ist und bleibt Harvard (Kosten: rund 80 000 Dollar pro Jahr). Das Renommee der amerikanischen Privatuni ist spitze. Privatschulen und -universitäten sind ohnehin nur von Vorteil, wenn sie und der Abschluss einen hervorragenden Ruf haben. „Ansonsten gerät man als Absolvent der teuren Einrichtungen auch schnell in den Verdacht, von Beruf Sohn oder Tochter zu sein“, sagt Lothar Wolf, Karriereberater aus Heiningen bei Göppingen. Daher rät er von Elite-Internaten wie Schloss Salem (Kosten: über 30 000 Euro pro Jahr) eher ab. Sein Ratschlag: ein gutes Abitur auf einem klassischen, staatlichen Gymnasium.



Privat-Uni als Türöffner zur Karriere? Studenten der Munich Business School arbeiten 60 Stunden die Woche.

Fotos: Nadine Becker

Zeugung nur beim Eisprung
Wer sein Kind liebt, zeugt es am Eisprungtag. So erhöhen sich die Chancen, dass es ein Junge wird (angeblich um 80 Prozent) – und dass es in die Führungsetage der Dax-Konzerne kommt. Denn noch immer sind alle 30 Vorstandsvorsitzenden von Unternehmen des Deutschen Aktien-Indexes männlich. Weiter geht die Planung auf dem Standesamt. Wem Cadwaladr (walisischer Männername) gefällt, sollte sich zusammenreißen – die häufigsten Vornamen unter Dax-Bossen sind ganz gewöhnlich, zweisilbig und deutsch: Wolfgang (3), Martin, Peter, Ulrich und Jürgen (jeweils 2).

Hochzeit erst in reiferen Jahren
Wenn Wolfgang Maier und seine Freundin im Mondschein am Strand sitzen, aufs Meer blicken und sie mit sanfter Stimme haucht: „Schatz, willst Du mich heiraten?“, dann kann es für ihn nur eine Antwort geben: „Ja – später.“ Mit 26 Jahren ist er noch in einem Alter, in dem Arbeitgeber seine Flexibilität und Ungebundenheit schätzen und für Wochenend- und Auslandsdienste einsetzen – ein lohnendes Geschäft für beide. Heiraten darf er später. Das strahlt dann beruhigende Verlässlichkeit und konservatives Verantwortungsbewusstsein aus und qualifiziert Maier für die richtig großen Jobs.

Sprungbrett Unternehmensberatung
Viele Überflieger zieht es in die Unternehmensberatung. Auch Sebastian Glahn, Student an der Munich Business School. Ihm geht es dabei „um die Herausforderung, die Abwechslung, dass man verschiedene Leute aus anderen Ländern kennenlernt“. Natürlich sei auch die Bezahlung nicht schlecht, sagt er und grinst. Jahresgehälter um die 50 000 Euro schon in den ersten Berufsjahren entschädigen für den hohen Erfolgsdruck. Die Sparte gilt wegen der intensiven Kontakte zu hochkarätigen Firmen als Sprungbrett für noch lukrativere Jobs.

Lebenslauf

Wolfgang Maier

Master of international Business Administration

geboren am 01.04.1984, ledig



Berufliche Erfahrungen:

seit Juni 2008 Junior-Berater bei *Consultant Consulters*, Unternehmensberatung, Amburg

Aufgabenschwerpunkte:

Betriebswirtschaftliche Beratung und Betreuung des Kundenstamms
Entwicklung spezieller Kundenkonzepte
Selbstständige und erfolgreiche Akquise neuer Kunden
Konzeption von Seminarunterlagen und Durchführung von Seminaren
Erstellen und Durchführen von IT-Programmierungen
Aufbau- und ablauforientierte Prozessberatung

Praktika:

Januar bis April 2008: Assistant Consulting bei *Consultant Consulters*, Unternehmensberatung, Amburg

August bis Oktober 2007: Hospitant in der Business Administration der *American Bank*, Kreditanstalt, New Town/USA

Mai bis Juli 2005: Human Resources bei *StarckAuto*, Neudorf

Mai bis Juli 2004: Intercultural Management bei *Transporter Logistics*, Logistikunternehmen, Beistadt

Ausbildung:

2006-2008: Master of Business Administrations Studies Harvard Business School/ USA

2008 Abschluss: MBA
Abschlussnote: sehr gut

Thema der Abschlussarbeit:
„Unraveling Results from Comparable Demand and Supply: An Experimental Investigation“

2003-2006 Bachelor of International Business, Schwerpunkt Asian-Pacific Business-Studies Munich Business School, München Abschluss: 2006

2003-2005 Ausbildung an der Bayerischen Elite-Akademie

2002-2003 Wehrersatzdienst im Toronto Kindergarten, Toronto/Canada

2002 Abitur, Geschwister-Scholl-Gymnasium, Recklinghausen

1999 bis 2001 Teilnahme am Rotary Young Leadership Award Programm des Rotary-Clubs

Zusatzqualifikationen:

Sprachkenntnisse: Englisch: Verhandlungssicher
Französisch: Verhandlungssicher
Spanisch: Fließend in Wort und Schrift
Chinesisch: Gut

Freizeit/ Ehrenamtliches Engagement

Seit 2008 Leiter des Rotary-Clubs Amstadt, Distrikt 1805
Mitglied des Council of Legislation von Rotary International

Persönliche Kompetenzen:

Neben der Fachkompetenz ein hohes Maß an Engagement, Verantwortungsbereitschaft, Flexibilität und Einsatzbereitschaft. Zuverlässigkeit, didaktisches Know-how und Freude an der Arbeit runden mein Profil ab.

Eichstätt, den 22. Juli 2010

Hobbys: Klettern schlecht, Joggen gut

- Zu viele oder banale Hobbys langweilen.
- Schlecht: Risikosportarten wie Bungee-Springen oder Klettern.
- Gut: Wandern, Joggen, Schwimmen
- Am besten: Verantwortung übernehmen
- Turnverein und Jugendausbilder ziehen vielleicht noch im Mittelstand, wer in die großen Jobs will, darf ruhig auch beim Segelverein oder Golfclub Mitglied sein.
- Gewerkschaften, Studentenverbindungen, Parteien: Nicht erwähnen. Bei kirchlichem Engagement: vorsichtig sein.

Bund oder Zivi?
Jutta Boenig, Karriereberaterin: „Zivildienst, egal wo, und Bundeswehr sind heute fast ebenbürtig. Ausnahmen gibt es nur, wenn der Bewerber einem Hardliner in der Führungsebene gegenübersteht. Gerade dann sollte man im Vorstellungsgespräch gut hinter der Entscheidung für Bund oder Zivi stehen. Wer nur sagt, er habe das irgendwie hinter sich bringen wollen – das kommt ganz schlecht.“

Weltsprache Grönländisch
Englisch? Französisch, Spanisch? Das kann doch jeder, fließend natürlich – wozu lernt man es denn seit der Grundschule. Interessant wird es erst bei Chinesisch: Der planende Mensch sollte sich speziell auf die Boom-Märkte in Ostasien vorbereiten. Zukünftig auch ganz wichtig: Swahili (nach der Fußball-WM wird es Zeit für die ersten olympischen Winterspiele in Afrika) und Grönländisch (dank Klimawandel wachsen auf Grönland Gurken und Kartoffeln – das wird die weltweite Nahrungsversorgung auf den Kopf stellen, also schon mal Ressourcen sichern).

In einem Netzwerk mit Bill Gates
Ohne Kontakte keine Karriere. Mit dem Aufbauen eines Netzwerkes sollte Wolfgang Maier früh anfangen – die Rotary-Clubs bieten mit ihrem Anspruch, nur die besten Kräfte aufzunehmen, die ideale Plattform. Der Mitgliedsbeitrag beläuft sich auf 25 Dollar im Halbjahr. Aber wenigstens ist Maier dann in einem Club mit Bill Gates, Angela Merkel, Ferdinand Piëch und Horst Seehofer ...



Winnie Pooh and his friends: Im Kinderhaus Laterne wachsen die Kinder zweisprachig auf.

„Christopher, come here“: Englisch in der Kita

Das Kinderhaus „Laterne“ in München: Adam und Christopher sitzen am Tisch und streiten. Ihre Wangen glühen. Christopher greift nach dem Frühstück von Adam und wirft es ihm an den Kopf. „Christopher, come here!“, ruft Brandi Blomquist. Zögerlich steht der Essenswerfer auf, kneift die Lippen zusammen und geht zur Erzieherin. „What’s going on?“ Christopher schaut auf den Boden und zuckt mit den Schultern. Immer mehr Eltern schicken ihre Kinder in mehrsprachige Kindergärten. Allein zwischen 2008 und 2009 stieg deren Zahl in Deutschland laut des Vereins für frühe Mehrsprachigkeit an Kindertageseinrichtungen und Schulen um ein Viertel. Mittlerweile gibt es etwa 680 solcher Kindergärten. Das Beherrschen von Fremdsprachen ist in den Berufen, mit denen sich richtig Geld verdienen lässt, so notwendig wie Lesen und Schreiben. Fließendes Englisch und mindestens eine weitere Sprache setzen viele Arbeitgeber voraus. Pädagogin Maria Zwick hat das Kinderhaus vor zehn Jahren gegründet: „Kinder, die zweisprachig aufwachsen, sind später auch zweisprachig. Das vergessen die nicht mehr.“ Die Erzieherinnen sind fast immer Muttersprachler – im Falle der „Laterne“ auch oft Praktikantinnen, aus Kostengründen. Bis zu 400 Euro im Monat zahlen die Eltern hier für die Betreuung. Andere Kindergärten kosten bis zu 1000 Euro – inklusive Wellnessbereich für den Nachwuchs. In der „Laterne“ ist eine musikalische Früherziehung im Preis inbegriffen: Christopher sitzt mit anderen Kindern im Kreis, eine Trommel zwischen den Beinen. „Weißt du wenn der Regen fällt, wie der Regen klingt?“, singt die Erzieherin. Christophers Hand schließt sich um den Schlegel. Und dann, bei „Tröpfel, Tröpfel, Platsch!“, Ohrenbetäubender Lärm. Christopher und die anderen Kinder hämmern auf ihre Instrumente ein. Ein Kindergarten eben.



Liebes-Netz

Geklickt, geküsst, geheiratet. Millionen Singles suchen online einen Partner – nicht immer mit Erfolg.

nachmittags hat sich Manfred gerne für eine halbe Stunde auf der Couch ausgeruht. In seinem großen Haus konnte er ungestört sein Mittagsschläfchen halten. Damit ist jetzt Schluss. Spätestens nach fünf Minuten kommt Philipp angestürmt, der Sohn seiner Freundin Susanna. Er will in den Garten zum Spielen. Anfangs war der Familienzuwachs für Manfred noch ungewohnt und manchmal auch nervig. Mittlerweile hat sich Manfred daran gewöhnt. Er ist jetzt nicht mehr allein.

Der 41-Jährige hatte sich nie in seinen eigenen vier Wänden verkrochen – trotzdem klappte es mit der großen Liebe nicht. Er fürchtete sich vor einer einsamen Zukunft und wünschte sich stets eine Familie. Ende April 2009 meldete er sich bei einer Online-Partnervermittlung an und lernte nur wenige Wochen später Susanna kennen.

Parship, Elitepartner, Friendscout 24 – immer mehr Deutsche suchen wie Manfred den Partner fürs Leben per Mausclick. Rund 2000 Online-Singlebörsen gibt es in Deutschland. Nach einer Studie des Medienforschungs-Instituts Nielsen haben im Januar 2010 mehr als 7,5 Millionen Deutsche Dating-Websites besucht. Es gibt genug Bedarf: Die Bundesrepublik ist mit geschätzten 15,8 Millionen Einpersonenhaushalten zu einem Land der Singles geworden.

Hochzeit schon nach einem Jahr

Bei Manfred hat der Zufall geholfen: Weil er im Feld „Reichweite“ – um den Umkreis der Suche einzugrenzen – aus Versehen eine falsche Zahl eingibt, stößt er auf das Profil von Susanna. Sie schreiben sich Nachrichten, einen Tag später telefonieren sie und tauschen Fotos aus. Bis zu acht Stunden täglich reden sie über Gott und die Welt und erzählen sich ihre Lebensgeschichten. Nach einigen Tagen verabredet sich Manfred mit Susanna zu einem Spaziergang. Mit dabei: Susannas dreijähriger Sohn Philipp, dessen Vater sieben Wochen nach Philipps Geburt bei einem Motorradunfall ums

Leben kam. Zunächst hält sich die Begeisterung in Grenzen und Susanna ist sogar froh, als Manfred wieder nach Hause fährt. Nach und nach entwickelt sich jedoch eine immer tiefere Freundschaft zwischen den beiden. Fünf Monate nach dem ersten Kontakt besucht Susanna Manfred zum ersten Mal zu Hause. „Ab diesem Zeitpunkt war alles anders. Ich hab ihn mit anderen Augen gesehen“, sagt Susanna. Sie kann nicht genau erklären, was sich verändert hat. Doch ihre Augen glänzen. Wenige Wochen später macht Manfred ihr einen Heiratsantrag. Genau ein Jahr nach ihrem ersten Internetkontakt, am 3. Juli 2010, wird die Chatbeziehung zu einer Ehe.

Weil viele Singles in Deutschland ihren Wunschpartner auf herkömmlichem Wege nicht finden, geben sie immer mehr Geld für Online-Dating aus – rund 85 Millionen Euro waren es allein 2007 nach Angaben des Branchenverbandes Bitkom. Die Dienste langen bei den Gebühren kräftig zu: Bis zu sechzig Euro im Monat werden auf Portalen wie Parship fällig. Online-Dating ist bereits bedeutender als der Markt für Musik-Downloads.

Doch nicht jeder Single findet im Internet sein Glück. Christine ist groß, schlank und hat lange dunkle Haare. Die 30-Jährige Abteilungsleiterin eines Bekleidungsgeschäftes in München geht gerne aus. Bisher hat sie ihre große Liebe noch nicht gefunden. Trotzdem ist Christine davon überzeugt, den Mann fürs Leben noch zu treffen. Sie hat keine Angst vor einer einsamen Zukunft. Auf Empfehlung ihrer Freundin meldet sie sich „nur zum Spaß, erstmal zum Schauen“ bei Friendscout24 an. Bald ist Christine aktiv auf Partnersuche im Internet.

Zwei Jahre lang hofft sie auf einen Volltreffer. Sie trifft sich mit fünf Männern, doch der Richtige ist nicht dabei. „Die Dates waren nett, teilweise richtig lustig. Wir haben uns gut unterhalten, zwei bis drei Stunden lang.“ Doch der Funke sprang nie über. „Trotz der angenehmen Gespräche war das von vorne bis hinten eigentlich nur eine Riesenenttäuschung“, stellt Christine rückblickend fest. Das hat vor allem

einen Grund: „Es gibt viele Männer, die sich schöner machen, vor allem schlanker.“ Als sich Christine mit einem Mann verabredet, der in seinen Profilangaben 1,80 Meter und achtzig Kilo angegeben hatte, trifft sie auf einen Mann mit üppigem Bierbauch. „Ich finde das einfach enttäuschend. Man schaut jeden Tag nach, ob er wohl wieder geschrieben hat und ist schon voll gespannt. Und wenn man ihn dann sieht, ist man nur bitter enttäuscht.“

Für Eric Hegmann, Singlecoach und Autor zahlreicher Dating-Ratgeber, gehört Christine zu einem weit verbreiteten Single-Typ: „Es gibt Alleinstehende mit hohen Ansprüchen, die einen bestimmten Partnertyp suchen und sich ansonsten auf keine Beziehung einlassen, weil sie keine Lust auf Kompromisse haben.“ Die Zahl dieses Single-Typs ist laut Hegmann definitiv gestiegen.

Viele suchen nur eine Bettgeschichte

Hans-Peter Blossfeld, Soziologieprofessor an der Universität Bamberg, fand dagegen in einer Studie heraus, dass auch im Netz die traditionellen Familienbilder gelten. Vor allem Frauen wählen Partner mit ähnlichem oder höherem Bildungsniveau für die erste Kontaktaufnahme. Die Wahl eines Partners auf Augenhöhe steigt sogar mit zunehmender Bildung. Damit gleicht die Partnersuche via Internet der des traditionellen Heiratsmarktes: „Die Frauen suchen nach wie vor nach einem Versorger der Familie, obwohl sie heute meist ökonomisch unabhängig von ihrem Partner sind“, so Jan Skopek, Mitarbeiter der Studie.

Die Zahl der Datingportal-Nutzer im Internet nimmt zu, doch salonfähig ist die Partnersuche im Internet noch nicht: „Das merkt man an den Reaktionen der Leute, wenn sie mit Naserümpfen reagieren“, sagt Susanna. Sie ist zufällig über das



Dass sich Susanna und Manfred im Internet kennelernten, war Zufall. Beim ersten realen Treffen war Susanna zwar nicht von ihm begeistert, doch mit der Zeit verliebten sie sich. Heute sind die beiden verheiratet und erziehen gemeinsam Susannas Sohn Philipp.

Internet kennenzulernen, scheinete noch in Ordnung zu sein, „doch bei dem Wort Partnervermittlung wird man sofort in eine Schublade gesteckt.“ Trotzdem würde Susanna wieder diesen Weg wählen: „Damit jemanden kennenzulernen, ist gerade als Mutter mit kleinem Kind keine schlechte Möglichkeit. Und die Zeiten, in denen ich bis in die Puppen weggegangen bin, sind auch vorbei.“

Manfred klingt da weniger euphorisch. Er beklagt vor allem den fehlenden Anstand: „Es nervt, wenn man keine Antwort erhält. Man kann doch auch auf freundliche Art eine Absage



Christine war auch auf Partnersuche im Netz. Doch gefunden hat sie niemanden: „Das Ganze ist extrem oberflächlich.“

erteilen.“ Zudem fällt es ihm schwer, jemanden einzuschätzen, der nur Nachrichten schreibt. „Wenn ich jemanden am Telefon höre, funktioniert das besser. Man sollte nicht blauäugig alles glauben, was der andere schreibt.“

Das Kontaktaufnehmen ist also leichter, doch der nächste Schritt bringt die gleichen Herausforderungen mit sich wie beim normalen Dating. „Man muss sich das vorstellen wie auf einem Markt: Es gibt Standgebühren, aber das bedeutet, dass Sie trotzdem etwas tun müssen, um die Kundschaft für sich zu gewinnen“, sagt Single-Experte Eric Hegmann.

Christine sieht die Online-Partnersuche rückblickend als eine Phase, in der sie viel dazugelernt hat, mit mehr Nachteilen. „Das Ganze ist extrem oberflächlich. Vor allem jüngere Leute sind dort oft nur aus Spaß registriert oder suchen lediglich eine Bettgeschichte.“ Den Pluspunkt sieht sie in der Anonymität des Internets. Ohne sich groß anzustrengen, könne man dort Kontakt aufnehmen, sagt Susanna. Für Christine ist das Experiment Online-Dating abgeschlossen. Heute versucht sie wieder, über andere Wege jemanden kennenzulernen. Den ersten Erfolg hat sie verbucht. Ihr Passwort hat sie bereits vergessen. ■■■



Julia Pickl, 23, 164 cm, grüne Augen, dunkle Haare, sportlich, unternehmungslustig, sucht noch ihren Traummann. Auf der Hochzeit von Susanna und Manfred war er leider auch nicht dabei.

„Schöne neue Welt, die solche Bürger trägt!“

William Shakespeare: Der Sturm

Vom Pimpf zum Promi

ZDF-Nachrichtensprecherin Gundula Gause war in der Schule „immer locker unterwegs“. Uschi Glas träumte schon als Kind davon, Schauspielerin zu werden. Und Schlagersängerin Stefanie Hertel brachte sich mit drei Jahren selbst das Jodeln bei. So sahen die Prominenten als Kinder aus. Aber welches Bild aus jungen Jahren zeigt wen?

- 1 : Uschi Glas, Schauspielerin
- 2 : Bastian Schweinsteiger, Fußballprofi
- 3 : Gundula Gause, Nachrichtensprecherin
- 4 : Gerhard Schröder, Bundeskanzler a.D.
- 5 : Stefanie Hertel, Schlagersängerin
- 6 : Dirk Nowitzki, Basketballprofi



Auflösung: 1e, 2d, 3f, 4c, 5b, 6a



Chefredakteur Christian Klenk – heute und in 30 Jahren

Mein altes Ego

Wer würde sich nicht gerne einmal in der Zukunft sehen? Das eigene Antlitz in zwanzig oder dreißig Jahren? Viele wären neugierig, dann wohl auch erschrocken. Für die Polizei hat die Alterung von Menschen einen ernsten Hintergrund: Wie sieht ein Vermisster, von dem nur alte Fotos existieren, heute aus? Kurt Kindermann von der Stuttgarter Polizei hat ein Verfahren entwickelt, um mit Hilfe eines Computerprogramms Menschen virtuell altern zu lassen. Wenn vorhanden, bezieht er auch Fotos von den Eltern und Großeltern des Vermissten sowie von seinen Geschwistern mit ein. Hilfreich sind außerdem Angaben über die vermuteten Lebensumstände: Bürojob oder körperlich schwere Arbeit, Alkohol- und Drogenkonsum, Stress. Seit 1996 hat Kindermann auf diese Weise rund tausend Menschen digital altern lassen. Etwa ein Drittel der Kriminalfälle konnten so erfolgreich gelöst werden. Das Programm ist heute in Polizeidienststellen in Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Baden-Württemberg und Hessen im Einsatz. Für *Einsteins* hat Kurt Kindermann unseren Chefredakteur Christian Klenk (linkes Foto: heute) um 30 Jahre älter gemacht (rechtes Foto). Klenk wird zwar nicht vermisst, ist aber ordentlich erschrocken.



Wahr bis zur Wahl

„Merkelsteuer – das wird teuer. Nein zur Erhöhung der Mehrwertsteuer.“

SPD-Plakat im Bundestagswahlkampf 2005

„Durch eine gemeinsame Anstrengung wird es uns gelingen, Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt, Brandenburg, Sachsen und Thüringen schon bald wieder in blühende Landschaften zu verwandeln, in denen es sich zu leben und zu arbeiten lohnt.“

Helmut Kohl, CDU-Bundeskanzler, in einer Fernsehansprache am 1. Juli 1990.

„...fordert die Linke ein Recht auf Rausch als Bestandteil der freien Entfaltung der Persönlichkeit.“

Aus dem Wahlprogramm „Der Linken“ zur Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen 2010

„Deutschland wird Fußballweltmeister.“

Wahlversprechen im Entwurf des SPD-Bundestagswahlprogrammes 2002

„Es wird keine große Koalition geben.“

Angela Merkel, CDU-Vorsitzende, in der „Welt“ am 12. September 2005

„Reichtum für alle.“

Gregor Gysi, Spitzenkandidat der Linken, im Bundestagswahlkampf 2005

„Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.“

Walter Ulbricht, erster Sekretär des Zentralkomitees der SED, am 15. Juni 1961

„Bei meinem Nein zu Rot-Rot bleibt es auch nach dem Wahlabend. Garantiert.“

Andrea Ypsilanti, ehemalige hessische SPD-Spitzenkandidatin



Ostdeutsche Gallier

Wir befinden uns im Jahr 2010 nach Christus. In ganz Mecklenburg-Vorpommern schrumpft die Bevölkerung... In ganz Mecklenburg-Vorpommern? Nein! Ein kleines Dorf nahe Schwerin hört nicht auf, erbitterten Widerstand zu leisten.

das kleine Dorf gleicht einem Gartenland: saftige Rasen, Blumenbeete, zurechtgestutzte Hecken. Hier ein rotes Backsteinhaus, dort ein Fachwerkhaus mit Strohdach. Und über allem thront eine alte Windmühle aus Holz. Das ist Banzkow. Es liegt im Westen von Mecklenburg-Vorpommern, wenige Kilometer von der Landeshauptstadt Schwerin entfernt.

Abwanderungen nach der Wende und ein deutlicher Rückgang bei den Geburten lassen die Bevölkerung von Mecklenburg schrumpfen wie in keinem anderen Bundesland. Um mehr als elf Prozent sank die Einwohnerzahl seit 1989. Die Alten werden immer älter, die Jungen verlassen auf der Suche nach Arbeit ihre alte Heimat. Auf diese Weise wurde das Durchschnittsalter des Landes nach oben katapultiert: von 36 Jahren im Jahr 1989 auf 44 Jahre im Jahr 2007. Prognosen zufolge wird die Bevölkerung 2020 im Schnitt 49 Jahre alt sein.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Gemeinden in Ostdeutschland ist das kleine Banzkow jedoch in den Jahren nach der Wende gewachsen. Die Geschichte ähnelt ein wenig jener von den unbeugsamen Galliern rund um Asterix und Obelix, die sich erfolgreich allem zur Wehr setzen, was sich ihnen entgegenstellt. Hier in Banzkow gibt es sie offenbar tatsächlich, die blühenden Landschaften. Und bei 14 Vereinen im kleinen 2300-Seelen-Ort gibt es immer was zu feiern. Vom Neujahrs-Anbaden im Flüsschen Stör über die Badewannenregatta bis hin zum Holzfest und Karneval.

Solveig Leo, der Stammeshäuptling

Der Wettbewerb „Unser Dorf hat Zukunft“, ausgerichtet vom Bundeslandwirtschaftsministerium, war für die Gemeinde Banzkow Anlass, sich rundum zu verschönern. Ein zentraler Dorfplatz und Naturlehrpfade wurden angelegt, das Radwegenetz ausgebaut. „Durch die Teilnahme am Wettkampf konnte das Zusammengehörigkeitsgefühl unseres schnell gewachsenen Dorfes gestärkt werden“, sagt Solveig Leo, die ehemalige Bürgermeisterin der kleinen Gemeinde. Sie organisierte die Teilnahme am Dorfwettbewerb, den Banzkow letztlich gewann. Und nicht nur das: 2008 war Banzkow Austragungsort des Mecklenburger Landeserntedankfestes, 2009 wurde ein Teil der Schweriner Bundesgartenschau in die Gemeinde ausgelagert. „Wenn eine kleine Gemeinde wie wir solche Events ausrichten will, dann muss das ganze Dorf mitziehen“, sagt Solveig Leo. Banzkow soll mehr zu bieten haben als Feste und Geranienkästen an den Fenstern der Backsteinhäuser. Wer sich dem Demographischen Wandel anpassen will, muss soziale Einrichtungen ausbauen und eine zukunftssträchtige Strategie entwickeln, damit die Bevölkerung nicht weiter schrumpft und überaltert.

Banzkow hat ein Rezept gefunden – seinen Zauberspruch. Auf Wünsche und Probleme aller Generationen wird sofort reagiert. Parteifaktionen kennt hier niemand. Jugendliche und Senioren sollen sich in der Gemeinde engagieren und

sie nach ihren Vorstellungen mitgestalten. „Kindertagesstätte, Kindergarten und Altenheim haben wir direkt nebeneinander angesiedelt“, sagt Solveig Leo. Kinder und Senioren besuchen sich seitdem regelmäßig.

Der Verein „Störtal“ ist für alle Generationen da. Die alte Dorfgaststätte ist seit 1997 Vereinsheim, Familien- und Begegnungszentrum. Schüler treffen sich im Jugendclub, Erwachsene und Senioren kommen zu Kochkursen oder Stammtischrunden zusammen. „Der Verein organisiert viele generationenübergreifende Projekte“, sagt Solveig Leo, „vom Musikunterricht bis hin zu Filmvorführungen.“ Den Umgang mit dem Internet lernen hier Senioren und Vorschulkinder gemeinsam.

Klein-Keskonix in der Kindertagesstätte

Auch in der Schule wird gemeinsam gelernt. Mit in den Klassenzimmern sitzen Kinder aus der Nachbargemeinde. Da die Geburtenrate sinkt, mussten viele Schulen in Mecklenburg-Vorpommern schließen. Vor allem in kleinen Gemeinden. Banzkow hat sich mit der Nachbargemeinde Plate abgesprochen. Die fünfte bis zehnte Klasse wird in Banzkow unterrichtet, die Grundschüler fahren dafür mit dem Bus nach Plate. So konnten beide Gemeinden den Schulbetrieb retten. Dazu wurde ein Sportgelände gebaut, die Ganztagschule eingeführt. Ein großer Vorteil für Familien, in denen beide Eltern berufstätig sind.

Zwei Banzkower, die davon profitieren, sind Franziska Stein-fath und ihr Lebensgefährte Christian Krause. Sie wohnen in der Neubausiedlung. Der kleine Ben ist auf den Arm von Mutter Franziska geklettert und macht ein trauriges Gesicht. Sein Hase ist krank und muss zum Tierarzt. Dieser hat seine Praxis nur ein paar Straßen weiter. Vor eineinhalb Jahren ist die junge Familie nach Banzkow gezogen. Raus aus Schwerin, ab aufs Land. „Die täglichen Einkäufe kann ich auch in Banzkow erledigen, zum Shoppen fahre ich die fünfzehn Minuten nach Schwerin“, sagt Franziska. Im August erwartet das Paar Nachwuchs.

In Schwerin suchten Franziska und Christian lange nach einem Haus mit Garten – ohne Erfolg. Zufällig wurden sie in Banzkow fündig. „Es ist sehr schwierig, an so ein Haus zu kommen. Die Nachfrage ist groß.“ Franziska arbeitet ganztags in der Nachbargemeinde. Ihr Sohn Ben geht in die Banzkower Kindertagesstätte. Christian pendelt jeden Tag zur Arbeit nach Schwerin. Doch selbst in der Landeshauptstadt gibt es nicht genügend Arbeit für alle Banzkower. Nach der Wende verließen viele Konzerne die ehemalige Industriestadt.

Agrarix, der Banzkower Landwirt

Fehlende Arbeitsplätze sind der Hauptgrund, warum junge Menschen aus Mecklenburg-Vorpommern wegziehen. Vor allem, wenn sie hoch qualifiziert sind und gut bezahlte Jobs



Graffiti-Sprayer tobten sich jahrelang an einer alten Lagerhalle aus. Schulkinder gestalteten daraus ein buntes Landschaftsbild.

suchen. In Banzkow sind die Landwirtschaft und die Viehzucht Tradition. In diesem Bereich gibt es auch heute noch einige Arbeitsplätze.

Über die Wiesen außerhalb des Dorfes wälzt sich dröhnend ein hellgrüner Häcksler. Vier Meter hoch, elf Tonnen schwer. Gelenkt wird er von Patric Wilke. Der 20-Jährige stellt den Motor ab und schwingt sich aus dem Fahrerhaus. Neben seinem Arbeitsgerät sieht er trotz seiner einsfüfundachtzig winzig aus. Die Felder rund um Banzkow sind für Patric Wilke Heimat und Arbeitsplatz zugleich. Seit drei Jahren ist er für die Agrarproduktionsgenossenschaft Banzkow-Mirow tätig.



„Wer seinen Vorgarten nicht pflegt, bekommt Ärger mit den Nachbarn“, sagt die ehemalige Bürgermeisterin Solveig Leo über die Banzkower Mentalität.

Zuvor machte er in der Schule in Banzkow seinen Abschluss. Nicht in Banzkow zu arbeiten, könnte Wilke sich nicht vorstellen: „Die Leute sind viel netter als in der Stadt. Außerdem gibt es hier tolle Feste.“

Methusalix in Banzkow gleich mehrfach vertreten

Um auf die Überalterung der Einwohner zu reagieren, wurden soziale Einrichtungen gebaut. Allerdings keine gewöhnlichen Altenheime. Die Senioren, die in der Straße der Befreiung Nummer 40 leben, meistern ihren Alltag ohne fremde Hilfe. So wie Marlene Ihde. Sie wäscht, kocht und putzt selbst. Eben ist sie zum Supermarkt geradelt, Kartoffeln kaufen. „Schweinebraten ohne Kartoffeln“, sagt sie, „das geht nicht.“

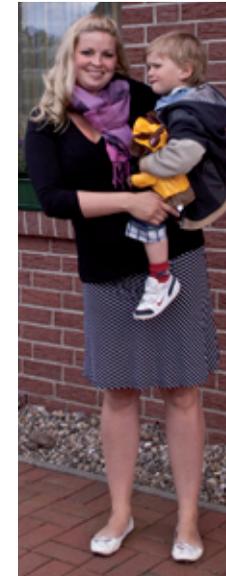
Die Bewohner sind bei Abschluss des Mietvertrags noch kein Pflegefall. Falls jemand pflegebedürftig wird, wird er von dem hauseigenen Personal betreut. Die Senioren können so meist den Rest ihres Lebens in gewohnter Umgebung verbringen. „Betreutes Wohnen ist besser als ein gewöhnliches Altersheim“, sagt die ehemalige Bürgermeisterin Solveig Leo. „Es gibt Sicherheit und bindet die Senioren an Banzkow.“

Marlene Ihde ist ein Banzkower Original. Zwar nicht in Banzkow geboren, sondern „hergeheiratet“. Aber das immerhin vor fünfzig Jahren. In der Straße der Befreiung lebt sie nun seit gut neun Jahren. „In meinem Alter möchte ich nicht mehr alleine in einem großen Haus leben“, erklärt sie. „Hier gibt es eine tolle Gemeinschaft.“ Mit anderen Senio-

Einige Banzkower



Solveig Leo war mehr als 15 Jahre lang Bürgermeisterin. Dank ihr hat Banzkow eine eigene Gemeindezeitung – den Lewitz-Kurier.



Die Banzkower Feste sind in der ganzen Region bekannt. Franziska Steinfath feierte schon in Banzkow, als sie noch in Schwerin lebte.



Früh aufstehen muss Landwirt Patric Wilke. Er besitzt Bullen und Kälber, die täglich gefüttert werden müssen. Für ihn ein zweites Standbein.



Die Zeit, in der es in Banzkow keinen Supermarkt gab, fiel Marlene Ihde besonders schwer. Dort enden nämlich die täglichen Fahrradtouren.



Als Dozent der Naturdidaktik ist Manfred Treichl der ideale Neu-Banzkower. Er hat viele Ideen, um die Gemeinde weiter zu verschönern.

rinnen trifft sich Ihde regelmäßig zum Würfel spielen und zur Morgengymnastik. Dort bewegen die Seniorinnen allerdings nur den Mund. „Morgengymnastik heißt bei uns quatschen.“ Die Entscheidung, vor fünfzig Jahren nach Banzkow zu ziehen, hat Marlene Ihde nie bereut. „Banzkow ist familiär und harmonisch. Wer einmal hier wohnt, möchte nie wieder weg.“

Manfred Treichl ist ebenfalls nicht in Banzkow geboren, sondern aus dem Raum Schwerin zugezogen. Er sitzt bequem auf seinem Sofa und blättert in einem Magazin. Treichl hat als Dozent gearbeitet. Er ist Doktor der Naturdidaktik und seit einem halben Jahr Mitbewohner einer WG. Zehn Menschen haben in der Wohngemeinschaft „Mut zum Glücklichein“ ein neues Zuhause gefunden. Alle sind intensiv pflegebedürftig und werden rund um die Uhr versorgt. Ein Projekt, das in Mecklenburg-Vorpommern einmalig ist.

„Mich freut es, dass ich mich hier sozial engagieren kann“, kritzelt Manfred Treichl auf ein Stück Papier. Eine schwere Lungenkrankheit verzerrt seine Stimme. Am liebsten würde er helfen, Banzkow zu verschönern. „Gartenland in Kinderhand“, heißt seine Idee für ein Mehrgenerationenprojekt: Kinder sollen selten gewordene heimische Blumen und Sträucher wieder anpflanzen – zusammen mit den Großeltern. Die WG bietet eine neue Lebensperspektive für Treichl. Die Lungenkrankheit erfordert künstliche Beatmung – Tag und Nacht. Waschen, essen, schlafen gehen. Das Pflegepersonal hilft ihm dabei.

Betreiber der Wohngemeinschaft für intensiv pflegebedürftige Menschen ist ein privater Pflegedienst. „Dadurch sind knapp hundert Arbeitsplätze entstanden“, sagt Solveig Leo. Die sozialen Einrichtungen sind doppelt wertvoll. Sie schaffen Arbeitsplätze und verhindern, dass Senioren den Ort verlassen.

Dorffeste ohne den Barden Troubadix

Auch Geschäfte und Dienstleistungen, die man zum täglichen Leben braucht, gibt es in Banzkow. Nicht nur Supermärkte, kleine Läden, Arzt und Apotheke, sondern auch eine Tankstelle, Hotels und Restaurants. Für ein kleines Dorf mit 2300 Einwohnern nicht selbstverständlich.

Alle Zutaten zusammen ergeben den Banzkower Zaubertank, ein Erfolgsrezept, um einen Rückgang der Einwohnerzahl zu verhindern. Wie das kleine gallische Dorf in den Comic-Heften ist Banzkow ein besonderer Fall. Nur einen Unterschied gibt es. Bei den zahlreichen Festen findet sich kein Barde mit Harfe, der geknebelt an der Dorfeiche zappelt. In Banzkow dürfen alle mitfeiern. **III**



Patrick Stief (22) hat bereits in seiner Kindheit mit der Recherche begonnen und sämtliche Asterix-Comics gelesen. In Banzkow wäre er beinahe in den Kessel voller Zaubertank geplumpst.

Visionen bauen

Futuristisch sind Gebäude dann, wenn die Formen ihre Funktionen unterstützen, sagt der Stuttgarter Architekturprofessor Tobias Wallisser.

herr Wallisser, *Architektur und Zukunft* – wie hängen diese beiden Begriffe zusammen?

Als Architekt ist man in der Lage, Veränderungen eine Form zu geben. Dabei muss man immer in die Zukunft denken. Es ist selbstverständlich, dass man sich mit der Vergangenheit beschäftigt, mit historischen Entwicklungen. Hauptsächlich natürlich, um daraus Informationen zu erhalten, die einem ermöglichen, über die Zukunft zu spekulieren.

Worin unterscheidet sich futuristische Architektur von gewöhnlichen Bauten?

Im Futurismus geht es um Dynamik und Bewegung. Daher sind für mich Gebäude futuristisch, die dynamisch sind. Das bedeutet in diesem Zusammenhang ressourcensparend, adaptiv und reagibel. Das wären zum Beispiel Gebäude, die auf unterschiedliche Zustände reagieren können, wie Jahreszeiten, Tageszeiten oder wechselnde Wetterbedingungen. Denn das sind die in der Zukunft wichtigen Qualitäten.



Tobias Wallisser

Und was ist mit futuristischen Gebäudeformen?

Die sind meiner Meinung nach nicht zukunftsträchtig. Viele eindrucksvolle Bauwerke halten einfach nicht das, was sie versprechen. Die Gebäude haben zwar eine futuristische Form, sind aber weder reagibel noch dynamisch. Solche Gebäude sind eine gefrorene Form von Dynamik. Viel spannender ist es aber, nicht nur Bilder von Bewegung zu bauen, sondern Gebäude, die tatsächlich so funktionieren. Dann kann die Form einen aktiven Beitrag zu seiner Funktion leisten.

Gibt es denn bereits solche futuristischen Gebäude?

Die meisten dieser Gebäude sind erst in Planung oder werden gerade realisiert. Ich glaube, dass Dynamik und Bewegung in der Architektur etwas ist, was noch viel stärker kommen muss und auch kommen wird. **III** Interview: Stefanie Starke



Die „Blütenblätter des Himmels“, wie das Architekturbüro die Sonnenschirme nennt, sorgen für Schatten auf dem Platz.

Masdar Plaza

Ort: Naha Abu Dhabi, Vereinigte Arabische Emirate
Entwurf: Lava (Stuttgart – Sydney)
Geplante Fertigstellung: 2016

Nah Abu Dhabi entsteht derzeit Masdar City – die erste CO₂-neutrale Öko-Stadt der Welt. Einige Gebäudekomplexe sind bereits im Bau. Auch der Entwurf für den zentralen „Masdar Plaza“ steht: Tobias Wallisser aus Stuttgart und sein Büro Lava haben den Wettbewerb dafür gewonnen. Der Multifunktions-Gebäudekomplex steht im Stadtzentrum und reagiert auf die Veränderungen der Umgebung. Zusammen mit Klimaingenieuren haben die Architekten ein Konzept unterschiedlich temperierter Zonen und der aktiven Klimatisierung, also Fußbodenkühlung, entwickelt. Dadurch kann man auf die heißen Temperaturen vor Ort eingehen.



Nachts klappen sich die Sonnenschirme zusammen.

Lilypads

Ort: Auf der ganzen Welt
Entwurf: Vincent Callebaut (Paris)
Geplante Fertigstellung: 2100

Vincent Callebaut ist ein Vorreiter in der Architektur. Eines seiner Projekte: Städte, die auf dem Wasser treiben. Seine Lilypads (Seerosenblätter) sind eigenständige Ökosysteme und können sogar Abfälle wiederverwerten. Solarzellen, Windturbinen und eigene Wasserkraftwerke sollen mehr Energie als nötig produzieren. Da der Klimawandel auch zu einem Anstieg des Meeresspiegels führen wird, will der Architekt so für Bewohner überfluteter Küstenstädte ein neues Zuhause schaffen. Ob dieses Projekt tatsächlich realisiert wird oder für immer Vision bleibt, wird sich zeigen.



Bis zu 50000 Menschen können auf einem Lilypad leben.



Zur einen Hälfte liegt die schwimmende Stadt, das Lilypad, unter Wasser.



Schiffe sollen zerstäubtes Meerwasser in die Luft pusten, damit sich die Atmosphäre nicht weiter erwärmt.

Wolken auf Knopfdruck

Mit Climate Engineering könnten wir das Klima selbst bestimmen.
Die Ideen sind da. Doch Politik und Gesellschaft sind noch nicht bereit.

Was ist Climate Engineering?

Ein Befehl – kleine Spiegel im Weltraum stellen sich auf, und die Sonne in Australien ist weniger aggressiv. Ein weiterer Knopfdruck und eine Schiffsflotte lässt eine Wolke über dem Meer entstehen, die die Sonnenstrahlen zurück in den Welt- raum wirft. Das sind Szenarien, die im Zusammenhang mit Climate Engineering diskutiert werden. Dahinter steckt die Idee, das Klima mit technischen Mitteln zu manipulieren. Die Kopenhagener Klimakonferenz 2009 ist gescheitert. Jetzt wird weltweit diskutiert, was wir tun könnten, falls der Ausstoß von Kohlendioxid nicht schnell genug zu reduziert werden kann. Climate Engineering ist eine mögliche Alternative.

Welche Ideen gibt es?

Dabei werden zwei Richtungen verfolgt. Zum einen soll das bereits vorhandene Kohlendioxid reduziert werden. Die andere Möglichkeit ist, die Sonneneinstrahlung zu verringern, um so die Erde zu kühlen.

Der Chemie-Nobelpreisträger Paul Crutzen brachte 2006 eine fantastisch anmutende Idee ins Gespräch. Er schlug vor, mit Schwefel beladene Ballons in einen Teil der Erdatmosphäre zu schicken. Dort werden die Schwefelteilchen in Sulfat-Partikel umgewandelt. Sie reflektieren die Sonnenstrahlen und kühlen die Erde. Die Sulfat-Partikel sinken im Laufe der Zeit ab. Jedes Jahr müssten deshalb erneut Schwefelballons in die Atmosphäre geschossen werden. Eine ähnliche Idee ist, viele kleine Spiegel in die Erdumlaufbahn zu bringen. Diese Spiegel reflektieren die Sonnenstrahlen und erzeugen ebenfalls einen Kühlungseffekt. Allerdings würde dabei auch UV-Licht reflektiert, das für die Desinfektion der Luft sehr wichtig ist.

Will man das bereits auf der Erde vorhandene Kohlendioxid reduzieren, könnte man es zum Beispiel in flüssiger Form in die Tiefsee pumpen. Die großen Energiekonzerne planen Kohlendioxid-Lagerungen tief unter der Erde auch schon in Deutschland, zum Beispiel in Niedersachsen und Schleswig-Holstein.

Ein anderer Plan war ursprünglich, durch Algendüngung das Kohlendioxid zu verringern. Algen binden Kohlendioxid, deshalb wollte man sie künstlich vermehren. Das Alfred-Wegener-Institut hatte 2009 eine umstrittene Expedition durchgeführt: der Ozean wurde mit Eisensulfat gedüngt. Die Algen vermehrten sich zwar wie geplant, allerdings wurden sie dann von Tieren gefressen.

Professor Ulrich Platt, Umwelphysiker von der Universität Heidelberg, arbeitet am Projekt „The Governance of Climate Engineering“, das sich mit der Steuerung dieses Forschungszweigs befasst. Es ist das erste Mal, dass Wissenschaftler fächerübergreifend an Climate Engineering arbeiten. Das Projekt läuft bis Dezember 2012. Beteiligt sind die Universität Heidelberg und das dortige Max-Planck-Institut.

Durch mehr Partikel in der Luft kleinteiligere Wolken zu erzeugen, ist eine Möglichkeit, die Platt mit seinem Team genauer betrachtet. Der Vorteil von Wolken, die aus vielen kleinen Wassertröpfchen bestehen, ist, dass sie mehr Sonnenstrahlung reflektieren. Da über den Ozeanen weniger Partikel in der Luft sind als zum Beispiel über Großstädten, könnte man Schiffsflotten losschicken, die über lange Schornsteine zerstäubtes Meerwasser in die Luft pusten. An den Partikeln des zerstäubten Meerwassers bilden sich dann Wolken, die Sonnenstrahlen reflektieren und damit die Wärme reduzieren.

Wie dringend ist es?

Ulrich Platt kann sich vorstellen, dass eine Mischung aus den verschiedenen Möglichkeiten zum Einsatz kommt, denn alle haben Vor- und Nachteile. Die Verringerung der Sonneneinstrahlung ist eine der effektivsten und schnellsten Methoden. „Wir erzielen eine große Wirkung, weil wir sofort einen Kohlendioxidausgleich in der Größenordnung von mehreren Millionen Tonnen haben. Damit ist dieser Weg billiger, aber auch riskanter.“ Denn eine große und plötzliche Kühlung der Erde erhöht die Gefahr, das sehr empfindliche Klimasystem zu schädigen.

Versucht man, das bereits vorhandene Kohlendioxid schrittweise abzubauen und so die Erde langsam zu kühlen, stellt man einen Zustand wie zum Beispiel im Jahr 1970 wieder her, betritt also erforschtes Gebiet. Allerdings ist diese sichere Variante zeit- und kostenintensiv, denn die langsame Reduzierung dauert länger und ist nicht mit einer einmaligen Investition erledigt. Geld kann im Zweifelsfall aufgebracht werden, zeitlich steckt die Erde aber in der Klemme. Schon in wenigen Jahrzehnten droht das Klimasystem zu kippen. „Um noch größeres Unheil zu vermeiden, sollte man nicht erst dann anfangen, wenn es zu spät ist“, sagt Platt. „Wir sollten auf jeden Fall vorbereitet sein. Die Gesellschaft kann dann im Notfall entscheiden, ob sie Climate Engineering braucht und will oder nicht.“

Willkommen bei Audi!

Audi. Ein Unternehmen getrieben von Innovationskraft und Erfindergeist. Wir suchen Menschen, die mit ihrer Leidenschaft für die Marke und ihrem Enthusiasmus gemeinschaftlich Vorsprung durch Technik leben.

Informieren Sie sich im Detail über die vielfältigen Möglichkeiten an Praktika und Abschlussarbeiten unter www.audi.de/karriere.

Meine Zukunft bei Audi. **Studenten gesucht.**



Audi
Vorsprung durch Technik 

Welche Nebenwirkungen gibt es?

Kritiker halten den Eingriff ins empfindliche Klimasystem der Erde durch Climate Engineering für zu groß. Vor allem finden sie die Risiken nicht kalkulierbar. Ulrich Platt ist da jedoch optimistisch: „Nebenwirkungen sind praktisch sicher, aber durchaus kalkulierbar.“ Da Climate Engineering noch nicht betrieben wird, handelt es sich bei den Überlegungen um Rechnungen und Modelle. Allerdings werden lokal erste Experimente durchgeführt. Risiken können auch bislang nur in diesem Rahmen kalkuliert werden.

Und politische Risiken?

Der Völkerrechtler David Reichwein beschäftigt sich mit der völkerrechtlichen Problematik. Er arbeitet am Max-Planck-Institut in Heidelberg. „Im Zweifelsfall ist Climate Engineering so billig, dass es ein Staat allein finanzieren kann. Das macht das Ganze so gefährlich.“ Stattdessen müssten bei der globalen Emissionsreduktion alle Staaten zusammenarbeiten. Diese wirtschaftliche Seite ist brisant, denn theoretisch kann jedes Land kalkulieren, was billiger ist: die Emissionen auf Kosten der Industrie zu reduzieren oder in Climate Engineering zu investieren. Damit würde aber das Problem nicht an der Wurzel gepackt werden: das falsche Verhalten der Menschen.

Wie man völkerrechtlich mit dieser Problematik umgehen soll, ist noch völlig unklar. „Momentan muss erst einmal überprüft werden, welche Möglichkeiten es gibt, Climate Engineering zu regulieren“ sagt Reichwein. „Kein aktueller Vertrag beschäftigt sich damit.“

Wer legt die Regeln fest? Werden Staaten, die unter den Folgen von Climate Engineering leiden, entschädigt? Das sind Fragen, die noch offen sind, aber geklärt werden müssen, bevor Climate Engineering eingesetzt werden kann. Momentan gibt es nur einige Beschlüsse und Konventionen für umweltrelevante Themen allgemein, die man erweitern könnte. Auch ein Moratorium, also ein absolutes Forschungsverbot, wäre möglich. Das könnte der Fall sein, wenn sich bei weiterer Forschung physikalisch große Risiken aufzeigten. Außerdem wäre ein Moratorium nötig, wenn festgestellt würde, dass Climate Engineering Einzelstaaten eine zu große Macht gäbe.



Anna Krüger (21) hat jetzt eine Wolkenmaschine neben ihrem Balkon installiert. Wenn sie beim Sonnen zu sehr schwitzt, drückt sie einen Knopf und eine frische neue Wolke spendet Schatten.

Was denkt die Bevölkerung?

Viele Menschen können diese Überlegungen nur schwer nachvollziehen. „Klimawandel ist im Grunde Science Fiction. Man kann ihn nicht spüren oder sehen“, sagt Philosoph Martin Gessmann, Professor an der Universität Heidelberg. Der durchschnittliche Bürger kenne den Klimawandel und auch Climate Engineering nur aus Filmen, meist apokalyptischer Art. Dadurch entsteht der Eindruck, dass Climate Engineering und damit auch die Diskussion darum unwichtig ist und beruhigt ignoriert werden kann.

Diskussionen finden derzeit vor allem lokal statt, wenn jemand direkt betroffen ist und die Auswirkungen sehen kann. „Wenn es zum Beispiel darum geht, wo das Kohlendioxid gelagert werden soll, wehren sich die betroffenen Bevölkerungsgruppen“, erklärt Gessmann. Mit jedem Jahr, in dem der Klimawandel spürbarer wird, wird auch Climate Engineering wichtiger.



Zurück zum Absender: Spiegel im All könnten die Sonnenstrahlen reflektieren. Auf der Erde würde es dann kühler werden.

Wie sind die Aussichten?

Climate Engineering steht noch am Anfang. In den vergangenen Jahren sind viele Forschungsprojekte entstanden. Damit wächst auch das Interesse der Politik daran. Die USA haben sich 2009 schon offiziell zu einem möglichen Einsatz geäußert. Man müsse diese Möglichkeit diskutieren, hieß es. Eines betonten Forscher und Politiker aber immer wieder: Bei Climate Engineering handelt es sich nur um eine absolute Notlösung. Gleichzeitig wird man es in Zukunft nicht ignorieren können. Ulrich Platt sagt: „Climate Engineering ist nicht nur eine Gedankenspielerei. Dazu ist die Situation zu ernst.“ 



St. Ulrich in Gröden ist ein beliebtes Urlaubsziel für deutsche und italienische Touristen. Die Einwohner sprechen Ladinisch.

Auf Talfahrt

Nur noch 19 000 Menschen in Südtirol sprechen Ladinisch. Die Bevölkerung pflegt die Minderheitensprache – aber in jedem Tal eine andere Ausprägung. Der Plan für eine Standardsprache birgt Streitpotential.

Ocio, ocio!“, ruft die fünfjährige Ruth, als sie mit ihrem pinken Fahrrad über den Vorhof des Kindergartens pest. Sie reißt den Lenker herum und ruft noch einmal „Achtung, Achtung!“ Ein paar Jungen springen zur Seite. Ruth strampelt schnell und biegt um die Hausecke, vorbei an der Eingangstür des Kindergartens „Salieta“ in St. Ulrich, Südtirol. Durch die gläsernen Türen scheinen die Worte: Bënunii, Willkommen, Benvenuti. Ruth ist fünf Jahre alt und spricht drei Sprachen: Italienisch, Deutsch und Ladinisch. Sie ist eines der wenigen Kinder in Südtirol, das dreisprachig aufwächst. Deutsch und Italienisch sind in ganz Südtirol gleichberechtigte Amtssprachen. Ladinisch hingegen ist nur regionale Amtssprache in den Dolomitenältern Gröden und Gadertal. Alle Behördentexte müssen hier auf Ladinisch verfasst werden und alle Beamten die Sprache beherrschen.

„Bon di! Bitte?“ begrüßt Karl Gustav Mahlknecht eine junge Frau in der Gemeinde St. Ulrich. Er ist Angestellter im „Demographischen Amt“ und jongliert in seinem Berufsalltag ständig mit dem ladinischen „Bon di“, einem „Griadi“ im deutschen Dialekt und dem italienischen „Buongiorno“. Welche Sprache sein Gegenüber spricht, weiß er intuitiv. Meist kennt er die Leute, die zu ihm kommen, auch persönlich. Denn St. Ulrich in Gröden hat nur 4500 Einwohner, und Mahlknecht lebt dort schon sein ganzes Leben. St. Ulrich ist eine von acht Gemeinden in Südtirol, in denen größtenteils Ladinisch gesprochen wird. Insgesamt hat Südtirol 116 Gemeinden. 82 Prozent der St. Ulricher bekannten sich in der letzten Volkszählung zur ladinischen Volksgruppe. Mit geschätzten 30 000 aktiven Sprechern in ganz Italien ist Ladinisch seit 1991 von der EU offiziell als Minderheitensprache anerkannt. Auch auf Landesebene sind die Rechte

der Ladinier im zweiten Autonomiestatut Südtirols festgeschrieben. Es garantiert der ladinischen Minderheit unter anderem einen proportionalen Anteil an öffentlichen Stellen, die Präsenz ihrer Sprache in den Medien und den Ladinisch-Unterricht.

„Südtirol hat es Gott sei Dank geschafft, uns Ladinern Rechte zu geben, die unsere Volksgruppe schützen. Ohne die sähe es schlecht aus für uns“, stellt Professor Paul Videsott fest. Er ist ladinischer Muttersprachler und arbeitet am weltweit einzigen ladinischen Institut an der Universität Brixen. Er befürchtet bei der nächsten Volkszählung 2011 einen Rückgang der ladinischen Volksgruppe: „Die Demografie läuft einfach gegen uns.“ Die Geburtenrate der Südtiroler ist niedrig. Zwar haben touristische Gemeinden wie St. Ulrich viele Einwanderer – die sprechen aber kein Ladinisch. Allein dadurch wird die Zahl der Ladinier in Zukunft schrumpfen.

Karrieresprache Deutsch

Videsott machen nicht nur die Einwanderer Sorgen, sondern auch die Einheimischen selbst. „In St. Ulrich gibt es beispielsweise immer wieder Phasen, in denen Eltern – ladinische Muttersprachler – glauben, ihre Kinder deutsch erziehen zu müssen. Vor allem als der Tourismus in den 1960er Jahren begann, den Ladinern Reichtum zu bescheren, galt Deutsch als Karrieresprache, Ladinisch hingegen als rückständige Sprache der Bauern.“

Auch im Elternhaus des Gemeindemitarbeiters Karl Gustav Mahlknecht wurde Deutsch gesprochen, obwohl beide Eltern ladinische Muttersprachler waren. „Das Deutsch meines Vaters war nicht sonderlich gut. Aber er ging mit dem damaligen Trend und redete mit mir und meinen Geschwistern Deutsch.“ Untereinander sprachen Mahlknechts Eltern Ladinisch. So lernte er die Sprache und betrachtet sie als seine Muttersprache. „Ich rechne, denke und träume auf ladinisch.“ Noch trifft dies auch auf den Großteil der St. Ulricher zu. Doch Mahlknecht hat Zweifel, ob seine Sprache auch noch in ein paar Jahrzehnten existieren wird. „Es könnte passieren, dass unsere gesamte Kultur einfach verschwindet und zur Geschichte wird – das stimmt mich schon traurig.“

Mit den Kollegen in der Gemeinde spricht er größtenteils Ladinisch, mit seiner Frau und den beiden Kindern Deutsch. Da seine Frau im deutschsprachigen Sarntal aufgewachsen ist, entschied er sich, zusammen mit ihr, die Kinder auf Deutsch zu erziehen. „Uns war es wichtig, dass die Kinder eine Sprache vernünftig beherrschen, den Rest lernen sie in der Schule“, erklärt Mahlknecht. Außerdem legte das Ehepaar Wert darauf, dass sich ihre Kinder mit den Großeltern unterhalten können, die nur Deutsch sprechen. Obwohl die Mahlknechts eine mehrsprachige Erziehung ablehnen, kann ihre Tochter mit sechs Jahren Italienisch und Ladinisch sprechen. Für Mahlknecht ist dies der Verdienst des Kindergartens. „Das dreisprachige Bildungssystem hier in Gröden stellt sicher, dass die Kinder Ladinisch lernen.“



Alltag in drei Sprachen: Viele Schilder in St. Ulrich sind auf Deutsch, Italienisch und Ladinisch.

Ladinisch

Das Ladinische hat seinen Ursprung im Lateinischen und gilt als Teil des Rätoromanischen, ebenso wie das Graubündnerische in der Schweiz.

Zur Zeit des Faschismus war Ladinisch offiziell nur ein italienischer Dialekt. Mussolini versuchte, die ladinische Bevölkerung zu assimilieren.

Viele moderne Wörter wie „Wolkenkratzer“ oder „Gefriertruhe“ existieren im Ladinischen nicht. Die Menschen verwenden stattdessen das italienische oder deutsche Wort.

Es gibt eine einzige ladinische Wochenzeitung: Die „La Usc de Ladins“. Übersetzt bedeutet der Titel: Die Stimme der Ladiner.

Lediglich im Gadertal, einem der ladinischen Dolomittäler, hält der Pfarrer regelmäßig den Gottesdienst auf Ladinisch.



In Südtirol gibt es nur in Gröden und im Gadertal dreisprachige Schulen. Gleichberechtigt sind die drei Sprachen dennoch nicht. Die Hälfte der Fächer wird hier auf Deutsch unterrichtet, die andere auf Italienisch. Zudem finden sich in den Stundenplänen der Grundschüler zweimal die Woche Ladinisch-Stunden, in den Oberschulen nur noch eine.

Auch Kindergärten in Gröden und im Gadertal setzen auf die Dreisprachigkeit. So zum Beispiel die Einrichtung „Salieta“ in St. Ulrich. Die fünfjährige Ruth Stuffer besucht sie schon seit drei Jahren. Ihre Mutter Irene Malisner Stuffer hat ihre beiden Töchter und ihren Sohn in ihrer Muttersprache Ladinisch erzogen. Und obwohl ihr Mann im Kindesalter zu Hause nur Deutsch gesprochen hat, sieht auch er sich als Ladiner. Daher spricht die Familie zu Hause ausschließlich Ladinisch. „Bei uns gab es da keine große Diskussionen, das war reine Gefühlssache.“

Mit „Hoila mami“ begrüßt Ruth ihre Mutter und plaudert auf Ladinisch über ihren Vormittag. Die Kindergärtnerin hilft Ruth in den Regenmantel. Die Erzieherin trägt ein grünes Kleid und eine Kette aus kinderfaustgroßen Holzkugeln – ebenfalls in Grün. Die Farbe Grün symbolisiert im Kindergarten „Salieta“ die ladinische Sprache. Rot steht für Deutsch, Gelb für Italienisch. Nach dem Modell „Eine Farbe – eine Sprache“ dürfen die Kinder mit einer Erzieherin nur die Sprache sprechen, für die ihre Kleidung steht.

Gefahr durch den Tourismus

Ruth hüpfte die Treppen im Kindergarten hinunter. Im Schlepptau hat sie einen blonden Jungen, der wie sie eine Tüte in der Hand trägt. „Zeig, was hast du!“, fordert Ruth ihn auf – sie spricht mit dem Jungen fast immer Deutsch. „Wir Ladiner haben die Angewohnheit, uns immer der Sprache des Gegenübers anzupassen“, erklärt Irene Malsiner Stuffer. Auch sie hat Bedenken, was die Zukunft ihrer Muttersprache betrifft. In der Kindergartengruppe von Ruth sind von 25 Kindern nur noch fünf ladinische Muttersprachler, die anderen sprechen zu Hause Deutsch. In der Schulklasse ihrer zwölfjährigen Schwester halten sich die beiden Sprachen die Waage. Die zwei Stunden Ladinisch in der Woche hält Irene Malsiner Stuffer für ausreichend. „Nicht die Politik muss sich ändern, sondern das Bewusstsein der Menschen.“

Zwar glauben 45 Prozent der Ladiner, dass die Rolle des Ladinischen unverändert bleibt. Dagegen ist aber ein Drittel davon überzeugt, dass die Sprache an Bedeutung verlieren wird. Vor allem Jüngere sehen die Zukunft des Ladinischen eher pessimistisch. Sie denken an den Tourismus, der sowohl Motor der örtlichen Wirtschaft als auch Gefahr für die ladinische Sprache ist. Mehr als die Hälfte der St. Ulricher arbeitet in der Gastronomie oder im Wintersportbereich. Hotels und Restaurants pflastern den Stadtkern und die umliegenden Teile des beliebten Urlaubsortes. In der achtmonatigen Hauptsaison kommen vor allem italienische

Touristen nach St. Ulrich. Dadurch ist auch das Italienische im Alltag allgegenwärtig.

St. Ulrich zieht aber nicht nur viele Touristen an, sondern auch viele Einwanderer. Sie sind die Stütze des Tourismus, lernen Deutsch und Italienisch – was beides in der Gastronomie gesprochen wird. Ihre Kinder bekommen zwar alle drei Sprachen in der Schule beigebracht, sprechen sie aber nicht zu Hause. „Eine Sprache kann nur leben, wenn sie gesprochen wird – und zwar richtig!“, sagt Mahlknecht. Richtig zu sprechen: Damit kritisiert er die Standardsprache des Ladinischen, das sogenannte Ladin Dolomitan. Was im Gadertal und in der Standardsprache „lingaz“ heißt, bezeichnen die Grödner als „rujneda“. Beide Wörter bedeuten „Sprache“, doch das Ladinische hat insgesamt fünf Sprachausprägungen, die Menschen sprechen in jedem Tal ein wenig anders.

Standardsprache als Totengräber

Menschen wie Professor Videsott wünschen sich eine einheitliche Schriftsprache. Er sieht im Dolomitan eine Chance für die ladinische Sprache. „So wären wir eine Sprachgruppe, und nicht fünf Dialekte, die immer schneller auseinanderdriften.“ Er ärgert sich über Ladiner, die ihren Kindern Deutsch lehren und sich gegen das Dolomitan als Schriftsprache stellen. „Das wäre genauso, wie wenn ein Bayer Hochdeutsch als Schriftsprache ablehnt, nur weil er daheim Dialekt spricht.“ Für Mahlknecht ist das Dolomitan jedoch eine künstliche Sprache: „Das Dolomitan nimmt uns die Vielfalt der Sprache und unsere Identität!“ Wirklich durchgesetzt hat sich die Standardsprache zwar nicht, einige Wörter werden aber nach und nach in den täglichen Sprachgebrauch aufgenommen. Unterstützt wird dies vor allem durch die Medien. So verwenden viele Journalisten das Wort „lingaz“ für „Sprache“ (sowohl auf Gadertalisch als auch auf Dolomitan) und verdrängen dadurch das grödnerische Wort „rujneda“. Für Mahlknecht liegt genau in dieser Entwicklung die Gefahr für das Ladinische. Für ihn ist das Dolomitan der Totengräber des Ladinischen. „Wenn unsere Kinder nur noch das Dolomitan lernen, müsste ich aufhören, mich mit ihnen auf Ladinisch zu



Einige ladinische Wörter ähneln französischen Vokabeln, die meisten erinnern aber ans Italienische.

unterhalten, weil sie für mich eine fremde Sprache sprechen und ich für sie.“

Auch Irene Malsiner Stuffer kann sich nicht mit dem Dolomitan anfreunden. „Es ist eine andere Sprache, nicht meine.“ Zusammen mit ihrer Tochter schlendert sie am Museum „Haus der Ladiner“ vorbei, an dessen Hauswand steht: „Gherdeina, Gherdeina de l'oma si rujnë, reiona, reiona y no te l dejmince“ – „Ladinisch, ladinisch, die Sprache der Mutter, sprich, sprich und vergiss sie nicht.“



Stephanie Huber (22) hat für ihren Artikel in ihrer ehemaligen Wahlheimat Südtirol recherchiert und dort das schöne Wetter genossen, während ihre Kommilitonen im Pulli zu Hause froren.

Ihr Fachbetrieb für Fußböden. Lino. Parkett.
Teppichböden. Fußbodenrenovierung. Polstererei.
Sonnenschutz. Vorhänge und Zubehör

MARTIN THURNER
-Raumausstatter-



Marktgasse 18
85072 Eichstätt
Telefon 0 84 21. 9 98 44
Telefax 0 84 21. 9 98 45



http://online.also_bin_ich.de

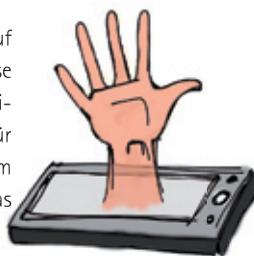
Startmenü

Die Technik hat eine ganz andere Zeitrechnung als wir Menschen. Rasant entwickeln sich Computer, Handys und vor allem das Internet weiter. Ohne das Netz zu leben scheint schon heute fast unvorstellbar. In Zukunft wird sich die Frage „Bist du online?“ vielleicht ganz auflösen – „online sein“ wäre dann gleichbedeutend mit „sein“, wie die Medienjournalistin Ulrike Langer vermutet. Einsteins hat sich die technologischen Anfänge und spannende Erfindungen von heute angesehen und einen Blick in die Zukunft gewagt. Der fiktive Internetnutzer Jan lebt für uns einen ganz normalen Tag im Jahr 2020.

09:00 Uhr - Frühstück

Kaffee, Brötchen und die neuesten Nachrichten: Jan ist noch etwas verschlafen. Gähmend tippt er auf sein Smartphone. Ein Freund hat ihm ein Video geschickt. Jan dreht das Handy in die Waagerechte und schaut es sich an: in 3D.

Im Kino wird das dreidimensionale Bild gerade Standard, die Filme sollen bald auch auf dem heimischen Fernseher und Computer in 3D zu sehen sein. Bei Smartphones geht diese Entwicklung noch weiter: Ein von Samsung entwickeltes Handy kann vom zweidimensionalen Bild in die 3D-Darstellung wechseln. Anders als im Kino muss der Benutzer dafür keine Brille aufsetzen. Ein über dem Handy schwebendes dreidimensionales Hologramm wie in Science-Fiction-Filmen funktioniert derzeit nicht: Noch muss der Betrachter das Smartphone aus einem bestimmten Winkel anschauen, sonst sieht er ein verzerrtes Bild.



11:00 Uhr - Arbeit

Das Smartphone vibriert auf dem Schreibtisch, Jan hat eine neue Nachricht von daheim. Nicht seine Frau schreibt ihm, sondern der Ficus vom Fensterbrett: „Gieß Mich!“ Verantwortlich ist ein Sensor, der die Trockenheit des Bodens misst.



Bereits 2009 hat der englische Computer-Techniker Andy Stanford-Clark sein Haus mit Sensoren versehen. Lässt er ein Fenster offen stehen oder ist ein Gartenschlauch kaputt, schickt das Haus eine Nachricht an die Mikroblogging-Plattform Twitter. Die Prognose geht hin zum „Internet der Dinge“. Dann hätten Stromzähler wie auch Kühlschränke Internetzugang. Langfristig könnten die Objekte untereinander kommunizieren.

15:00 Uhr - Kaffeepause

Schon seit Wochen sucht Jan eine bestimmte DVD. Jetzt hat er sie endlich in einem Online-Shop gefunden. Der Film ist allerdings freigegeben ab 18. Virtuell gibt es keinen Ladentisch – wie also beweisen, dass er volljährig ist? Kein Problem für Jan. Er hat wie jeder Deutsche mittlerweile einen elektronischen Personalausweis. Mit der Software „Bürgerclient“ des Bundesinnenministeriums kann er virtuell seinen Ausweis zeigen.

Ab 1. November 2010 gibt es einen neuen Personalausweis mit eID-Funktion. Er beinhaltet einen Chip, mit dem jeder Bürger sich auch im Internet ausweisen kann. Die Bedenken sind allerdings groß, ob persönliche Daten wirklich sicher sind. Der Chip funkt nämlich berührungslos, wenn auch nur aus sehr geringer Entfernung – dennoch könnten die Informationen im Vorbeigehen abgefangen werden. Datenmissbrauch soll eine sechsstellige PIN wie bei der EC-Karte verhindern. Aus Angst um die sensiblen Daten werden bis Ende Oktober 2010 noch einige klassische Ausweise beantragt. Laufzeit: sechs bis zehn Jahre.

18:00 Uhr - Zuhause

Endlich daheim, endlich auf dem neuesten Stand der Technik. Die Rechner in Jans Büro sind völlig veraltet, dort muss er noch mit Maus und Tastatur arbeiten. Daheim surft er von Hand: Er braucht nur eine Wand, auf die er seinen Monitor projizieren kann. Mit vier Fingern kann er dem Computer Befehle geben.

Das „MIT Media Lab“ hat den sechsten Sinn erfunden. Dem Namen nach zumindest: „Sixth Sense“ heißt das neue Bediensystem für Computer. Den Projektor trägt der Benutzer um den Hals, mit Hilfe eines kleinen Spiegels sieht „Sixth Sense“, was die Menschenfinger gestikulieren. Die Software der Entwickler soll bald der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, dann kann jeder nach dem Open-Source-Prinzip an dem Projekt weiterarbeiten.

23:00 Uhr - Ab ins Bett

Nach einem anstrengenden Tag pfeffert Jan seinen Rucksack in die Ecke. In der Tasche liegt noch sein Smartphone. Dort bleibt es bis morgen früh. Trotzdem wird es voll aufgeladen sein. Ein Ladekabel braucht Jan nicht mehr, der Strom fließt durch die Luft.

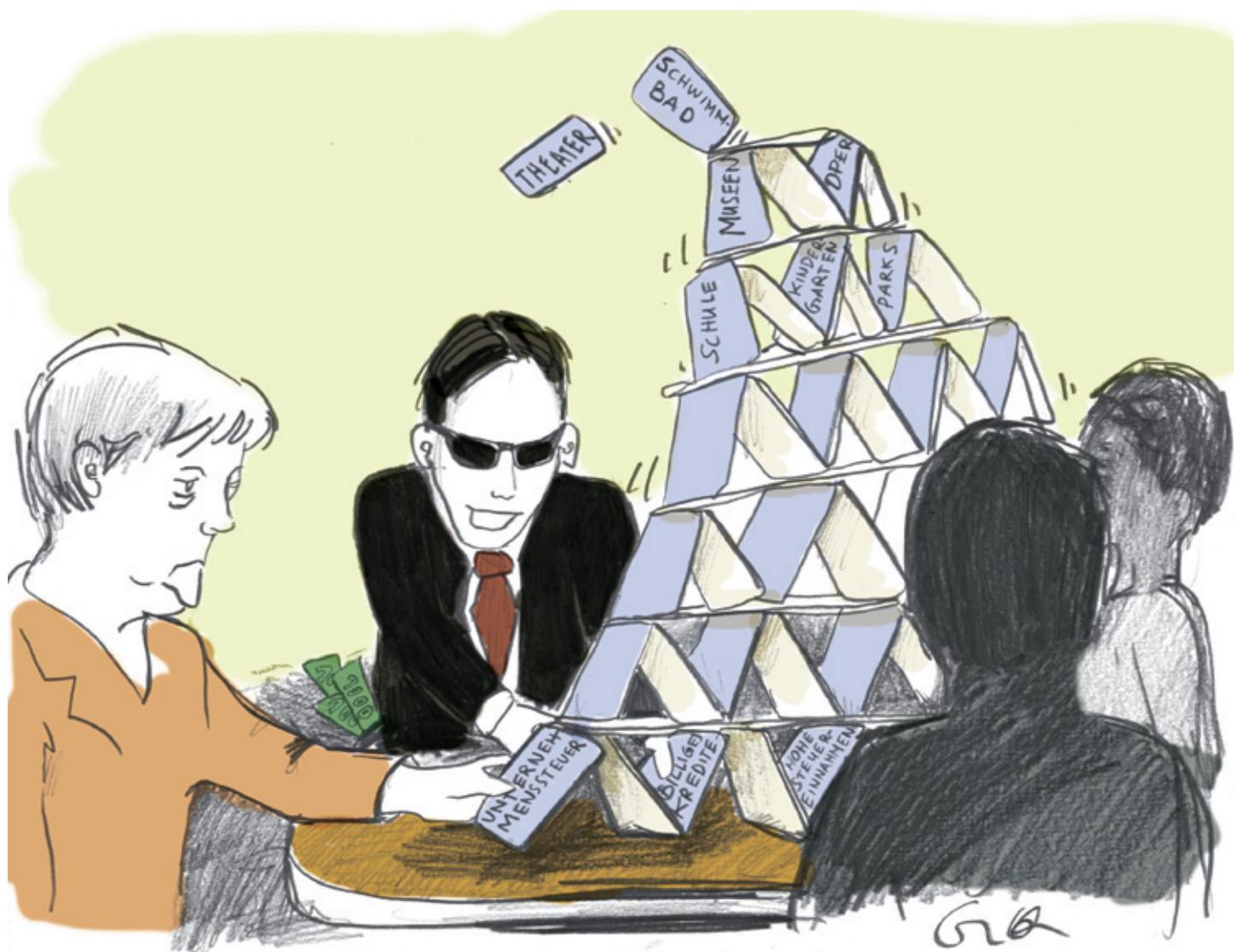


Magnetische Felder machen es möglich: Bereits 2009 haben Forscher des US-amerikanischen Konzerns Intel einen iPod ohne Kabel aufgeladen, die Technische Hochschule Massachusetts hat 2007 schon eine freischwebende Glühbirne betrieben. Knapp zwei Meter ist derzeit der maximale Abstand, den das elektronische Gerät zur Energiequelle haben kann. ITT

Webmaster



Franziska Megerle (21) fürchtet, dass vor lauter Innovationen der Datenschutz vergessen wird. Ihr Zimmer würde sie trotzdem gern googeln können.



Viele kleine Griechenländer

Heute Athen, morgen Wuppertal: Schon in naher Zukunft werden dutzende deutsche Städte und Gemeinden nahezu bankrott sein. Es müssen wieder Rettungspakete geschnürt werden.

Der letzte Vorhang wird gleich fallen. Noch tröpfelt der Beifall durch die voll besetzten Reihen des Saals. Rund achtzig Sänger und Schauspieler verbeugen sich vor der Kulisse des Dorfplatzes ein letztes Mal. Auch die Musiker des Orchesters nicken noch einmal in die Zuschauerreihen. Langsam beginnt sich der Saal zu leeren.

Es ist ein Freitagabend im Juni im Wuppertaler Opernhaus. Das Festspielhaus im Stadtteil Barmen wurde vor gut einem Jahr für mehr als zwanzig Millionen Euro saniert. Die Oper erstrahlt mit der spiralförmigen Wendeltreppe und den aufgefrischten Wandreliefs wieder im Glanz der 1950er Jahre. Rund 500 Zuschauer verfolgen an diesem Abend eine Oper, die einige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg spielt. Erzählt wird die Geschichte eines Dorfes, das kurz vor den Passionsspielen steht, als plötzlich eine Gruppe Griechen auftaucht. Sie bitten um Hilfe und sorgen dabei für Unruhe. Titel des Stücks: „Die Griechische Passion“.

Griechenland ist Wuppertal ganz nahe an diesem Abend – und wird bald noch viel näher sein. Denn die Stadt ist, ähnlich wie der Staat am Mittelmeer, völlig verschuldet. Die Zuschüs-

Die Haushalte gleichen wackligen Kartenhäusern.

se für die Wuppertaler Bühnen sollen in den kommenden vier Jahren um zwei Millionen Euro gekürzt, das Schauspielhaus 2012 ganz geschlossen werden. Die Zuschüsse für die Sportvereine werden ebenfalls um 30 Prozent verringert. Fünf von elf Schwimmbädern und zwei Stadtteilbibliotheken werden geschlossen. Die Eintrittspreise für den Zoo, die Gebühren für die Musikschule und die Kindertageseinrichtungen sollen steigen. Wuppertals Oberbürgermeister Peter Jung (CDU) hofft, auf diese Weise innerhalb von vier Jahren 216 Millionen Euro zu sparen. Der Schuldenstand der Stadt wird sich trotzdem bald auf mehr als zwei Milliarden Euro anhäufen. Schon heute ist fast jeder vierte Euro, den Wuppertal ausgibt, geliehen.

Die Schließungen der Schwimmbäder und des Theaters in Wuppertal sind seit Monaten Thema in den Medien. Viele Zeitungen und Fernsehsender berichten über die desolote Haushaltslage Wuppertals und vieler anderer Kommunen. Doch die Situation ist in Wirklichkeit schon wesentlich weiter fortgeschritten. Ganz egal, wie viele Schwimmbäder noch geschlossen oder Zuschüsse gestrichen werden: die Haushaltspläne vieler Städte und Gemeinden gleichen wackligen Kartenhäusern, die zusammenbrechen werden. Eine Reihe deutscher Kommunen sind „kleine Griechenländer“, sagt der Kaiserslauterner Professor für Stadtökonomik, Martin Junkernheinrich. Während es vielen Kommunen vor allem im Süden Deutschlands noch vergleichsweise gut geht, können allein in Nordrhein-Westfalen laut einer Studie der Bertelsmann-Stiftung 62 Städte und Gemeinden ihrer Schulden

nicht mehr Herr werden. Auch mit den Einsparmaßnahmen haben sie und viele andere Kommunen keine Chance, ihre Verbindlichkeiten ohne Hilfe von außen zurückzuzahlen.

In der Stadt Kiel ist so ein Schuldenabbau „aus eigenem Antrieb nicht mehr zu leisten“, sagt Thomas Brünger, Leiter des Kieler Amtes für Finanzwirtschaft. „Es zeichnet sich ab, dass wir den Schuldenabbau aus eigener Kraft nicht schaffen können“, meint auch Rainer Häusler, Kämmerer von Leverkusen. Vielen anderen Kämmerern geht es ähnlich. Stadtökonom Junkernheinrich: „Die Lage der betroffenen Kommunen kann selbstverständlich nicht eins zu eins mit Griechenland verglichen werden, doch wir sind auf dem besten Weg zu griechischen Verhältnissen.“ Die Haushaltskrise der deutschen Kommunen könnte sich bald auf die gleiche Weise wie in Griechenland verschärfen.

Ende 2009 stuften zwei Ratingagenturen die Kreditwürdigkeit Griechenlands herab. Die Banken glaubten angesichts des hohen Schuldenstands nicht mehr, dass das Land jemals seine Schulden zurückzahlen würde können. In einem Dominoeffekt wurden die Zinsen für Griechenland teurer und unbezahlbar. Die desolote Haushaltslage verschärfte sich rasant, bis sich das Land nicht mehr alleine helfen konnte.

Die deutschen Kommunen zahlen für ihre Schulden derzeit einen teilweise historisch niedrigen Zins von einem Prozent, der sich nach Meinung mehrerer Kämmerer wohl bald erhöhen wird. Sollte das strukturelle Haushaltsdefizit der Kommunen nicht kleiner werden, werden manche Banken wohl ähnlich reagieren wie in Griechenland. Zwar bekämen die Geldinstitute in jedem Fall ihre Kredite zurück, denn das Grundgesetz schreibt vor, dass im Zweifelsfall die Bundesländer für die Kommunen einspringen müssen. Einige Kämmerer berichten aber bereits jetzt von ersten Privatbanken, die den betroffenen Städten keine Kredite mehr geben wollen. Schließen sich ihnen die anderen Banken an, würden die Haushalte der Städte endgültig zusammenbrechen. Eine deutsche Kommune kann zwar verfassungsrechtlich nicht pleite gehen, da nicht nur für Kredite, sondern auch für andere Ausgaben Bund und Länder

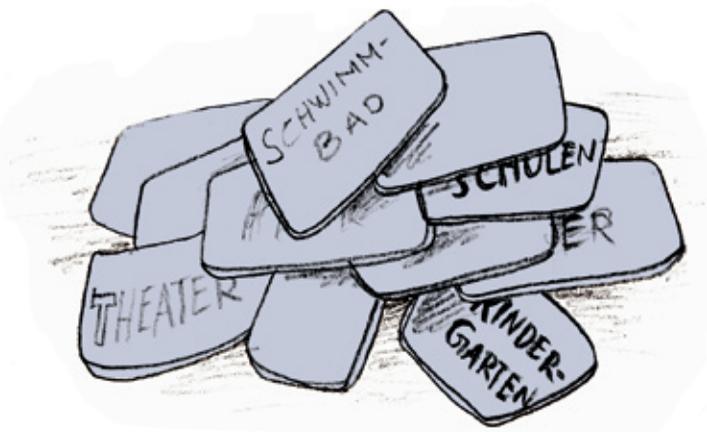
Das Einsparpotenzial ist mittlerweile ausgeschöpft.

mit finanzieller Hilfe einspringen müssten. Deutliche Kürzungen wären trotzdem die Folge. Leistungen wie die Wohngeldzahlungen für Hartz IV-Empfänger könnten dramatisch gekürzt, Steuern und Gebühren weiter erhöht, die freiwilligen Leistungen wie Theater und Museen nicht nur reduziert, sondern nahezu komplett gestrichen werden.

Doch obwohl viele Experten die Problematik kennen, ist eine schnelle Lösung nicht in Sicht. Einige Kommunen sagen bereits, ihr Einsparpotenzial sei ausgeschöpft, erklärt auch Alfred Lobers, Leiter des Wuppertaler Finanzressorts. „Unsere freiwilligen Ausgaben wie Theater und Schwimmbäder

belaufen sich auf etwa siebzig Millionen bei mehr als einer Milliarde Euro Gesamtausgaben. Die meisten Ausgaben sind gesetzlich vorgeschrieben. Wie sollen wir da ein strukturelles Defizit von mehr als 200 Millionen Euro bleibend einsparen? Auch leicht steigende Steuereinnahmen würden dabei wenig ändern.

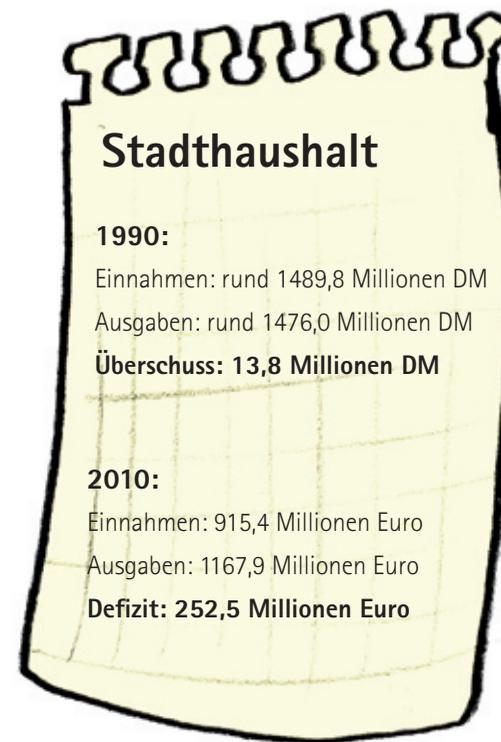
Die Gründe für die Anhäufung der immensen Schuldenberge der Kommunen waren dabei unterschiedlich, erklärt der Stadtökonomik-Professor Junkernheinrich. „Natürlich spielen die massiven Steuereinbrüche durch die Wirtschaftskrise



eine Rolle“, sagt er. „Doch einige Städte haben seit 25 Jahren schlicht über ihre Verhältnisse gelebt.“ Andere Kommunen wirtschafteten besser, gerieten aber durch Aufgabenzuteilungen von Bund und Ländern in die „Vergeblichkeitsfalle“, sagt Junkernheinrich. Ihre eigenen Einsparbemühungen sind

Die Steuersenkung für Hotels kostet Wuppertal Millionen.

vergeblich, da Bund und Länder den Kommunen gleichzeitig weitere Aufgaben erteilen, ohne für den finanziellen Ausgleich zu sorgen. Dies geschah etwa bei dem vom Bund vorangetriebenen Ausbau der Kleinkinderbetreuung. Auch Alfred Lobers, Leiter des Wuppertaler Finanzressorts, verweist auf diese zusätzlichen Belastungen. Zudem habe die Unternehmenssteuerreform dazu geführt, dass Firmen an die Kommunen weniger Steuern zahlen müssen. Schuld an der schlechten Haushaltslage habe auch das „Wachstumsbeschleunigungsgesetz“. Die dortigen Steuersenkungen wie die Mehrwertsteuersenkung für Hotelübernachtungen kosteten die Stadt Wuppertal jährlich mehr als acht Millionen Euro. „Wir können unser Minus so nicht mehr selbst einsparen“, sagt Lobers. Bund und Länder müssen daher nun den betroffenen Kommunen helfen, fordern viele Kämmerer.



Der Stadt Wuppertal fehlen dieses Jahr Millionen.

„Wir brauchen einen entsprechenden Fonds, bei dem sich auch das Land beteiligt“, sagt Lobers. In Nordrhein-Westfalen gibt es bereits erste Gespräche mit der Landesregierung. Selbst wenn eine Kommune pleite gehen könnte, wären viele Städte ähnlich wie Griechenland oder die großen Banken „too big to fail“, also zu groß, um pleite gehen zu können. Denn nach wie vor sind die großen Städte Arbeitgeber tausender Beamter und vergeben millionenschwere Aufträge an Bauunternehmen. Wuppertals Finanzressortleiter Lobers befürchtet zudem Konsequenzen, wenn sich die Stadt weitere Kürzungen vornimmt. Die übrigen sechs Schwimmbäder oder die verbliebenen Bibliotheken können nicht einfach geschlossen werden, sagt er. „Das Grundgesetz schreibt vor, dass die Lebensbedingungen überall in Deutschland gleich sein müssen, das wäre spätestens dann nicht mehr gegeben.“ Lobers glaubt, dass es Klagen vor dem Verfassungsgericht geben würde. „Als Kommune sind uns also die Hände gebunden.“



Peter Seybold (22) war während der Recherche zu diesem Artikel das erste Mal in seinem Leben in der Oper – und das letzte Mal. Dabei konnte er sich als gebürtiger Schwabe den Eintrittspreis leisten.

Unfallversicherung Classic
Wir helfen, wenn Sie Hilfe brauchen

Jetzt informieren:
Unser neues Angebot!

Viele neue Leistungen
Sie sind z. B. auch versichert bei Infektionen durch einen Zeckenbiss (Borreliose oder FSME).

Niedrige Beiträge
Schon ab umgerechnet 7,70 € monatlich.

VERTRAUENSLEUTE
Melanie Kobell
Telefon 08421 905140
melanie.kobell@HUKvm.de
Alfons-Fleischmann-Straße 4
85072 Eichstätt

Klaus Wittmann
Telefon 08421 80780
Telefax 08421 907067
k.wittmann@HUKvm.de
Dorfstraße 42/OT Sappenheim
85132 Schernfeld

HUK-COBURG
Aus Tradition günstig

* Unser Vorsorge-Tipp für Frauen, 18 bis 64 Jahre, Gefahrengruppe A: Vollinvalidität 250.000 €, 50.000 € Versicherungssumme Invalidität mit Progression 500 %, 500 € Unfallrente monatlich und 15.000 € Todesfall-Leistung (Jahresbeitrag 92,30 €)

SICHERHEIT ALTERSVORSORGE VERMÖGEN

MISSION FINANZ-CHECK

**Im Auftrag Ihrer Finanzen:
das Sparkassen-Finanzkonzept.**

Jetzt Termin vereinbaren.

Sparkasse Eichstätt

Unser Auftrag: Ihre Finanzen. Unser Service: umfassende Beratung, wann und wo Sie wollen. Mit dem Finanz-Check analysieren wir gemeinsam Ihre Situation und erstellen mit dem Sparkassen-Finanzkonzept eine sichere Rundumstrategie für Ihre Zukunft. Mehr dazu in Ihrer Geschäftsstelle. Wenn 's um Geld geht - Sparkasse.

Heidolph
Ihr Anspruch ist unser Antrieb!

**Innovative Lösungen
im Bereich der Antriebstechnik**
Getriebemotoren - Elektromotoren - Servotechnik

Heidolph Elektro GmbH & Co. KG
Starenstraße 23
93309 Kelheim

Tel. 09441/707-0
Fax 09441/707-257

Traditionsreiches Familienunternehmen:
seit 1961 dem Standort Kelheim verbunden

www.heidolph.de

Ausgelacht an der Ampel

Mit diesem Elektroauto wird Autor Steffen Jüngst nicht ernst genommen. Bier geht auch nicht rein. Was will er also damit? Ein Praxistest.

Einsteigen

Sam ist grün – mintgrün. Von außen sieht er aus wie der Anhänger, in dem mich mein Vater früher hinter seinem Fahrrad hergezogen hat, nur größer. Mit diesem „Auto“ soll ich also fahren. Maximilian Stahl von der Fachhochschule Kempten weist mich kurz ein, dann klappe ich das riesige Fenster hoch – von einer Tür kann man kaum sprechen – und klettere hinein. Die mintgrüne Kapsel kommt vielleicht bei Kindern gut an, bei mir nicht. Ernst nimmt mich damit niemand. Ich drehe den Schlüssel im Zündschloss und warte. Es bleibt still, trotzdem leuchtet die Energieanzeige. Der Motor soll bereits startbereit sein. Sehnsüchtig denke ich an meinen Polo – der hat immerhin vier Zylinder und einen Motor, den man hört.

Singles bevorzugt

Draußen fühle ich mich so, als befände ich mich in einer Raumkapsel. Rechts und links neben mir habe ich vielleicht zwanzig Zentimeter Platz, direkt hinter mir ist der zweite Sitz angebracht. Sobald ich meinen Sitz zurückschiebe, um die Beine wenigstens ein bisschen auszustrecken, hätte ich jedem Mitfahrer das Schienbein gebrochen.



Akkuangst

Nach drei Kilometern zeigt die Akkuanzeige nur noch drei Viertel des Füllstandes an. Mir schwant Böses. Doch dank Energierückgewinnung während des Bremsens reicht die Batterie 60 bis 80 Kilometer weit. Damit käme ich von Eichstätt immerhin bis nach Ingolstadt und zurück.

Spaß garantiert

Schon an der ersten Ampel hält neben mir ein schwarzer Polo. Der Fahrer rollt sofort ein Stückchen zurück, schaut sich mein Auto genauer an. Dann zeigt er es seiner Beifahrerin und beide lachen. Nie habe ich länger auf Grün gewartet. Nächste Ampel – die nächsten Menschen, die plötzlich sehr heiter wirken. Aber kommt Sam bei allen Leuten so gut an? Ich frage nach. „Sehr eiförmig sieht das aus“, sagt ein Mann, der aus einem Jeep steigt. Andere sagen „wie ein Turborollstuhl“ oder „ein Insekt“. So wie mich die Autofahrer an jeder Ampel anstarren, fühle ich mich tatsächlich wie ein Tier. Und zwar wie eines im Zoo.

Bei 90 am Limit

Ich dachte schon, mein Polo mit seinen 60 PS wäre langsam. Doch was Sam kann, lässt mich verzweifeln. Knapp zehn Sekunden dauert es, bis er 50 Stundenkilometer erreicht. Damit sehe ich auf zweispurigen Straßen nur die Rücklichter der anderen Autos. Wenn man sehr lange freie Fahrt hat, kratzt die Tachonadel an der 90, allerdings hört sich „Sam“ dann so an, als fahre ein normales Auto 140 Stundenkilometer im dritten Gang.

einsteins.de

Sam gehört zum Modellprojekt „Ee-Tour“ im Allgäu, bei dem Touristen verschiedene Elektrofahrzeuge testen. Mehr zum Projekt gibt es online unter www.einsteins.de.

Frauen oder Bier



Ich fahre auf den Parkplatz eines Einkaufszentrums. Jede Lücke ist groß genug für mein Auto und mich. Endlich mal ein Erfolgserlebnis. Nun aber zum wirklich Wichtigen: In den Kofferraum meines Polos passen vier Kästen Bier. Da Sam gar keinen Kofferraum besitzt, muss ich die Kästen auf den Rücksitz stellen. Ich kann schieben wie ich will: Mehr als zwei passen nicht rein. Die Dritte würde beim ersten Bremsen in Richtung Windschutzscheibe fliegen. Bei der Geräumigkeit ist „Sam“ durchgefallen. Ob man nun eine schöne Frau mitnehmen möchte oder drei Kästen Bier: Hier geht gar nichts...

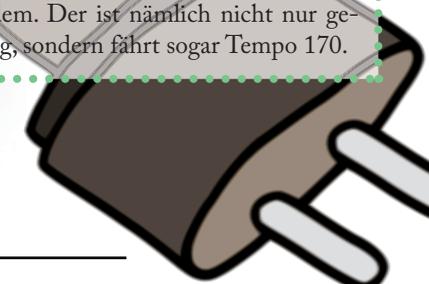


Fazit

Sam ist ein Blickfang. In jeder Hinsicht. Er trägt dazu bei, dass sich die Laune jedes anderen Autofahrers schlagartig bessert. Deshalb muss man in jedem Fall mit Schadenfreude umgehen können, wenn man in dieses Elektroauto klettert. Immerhin startet der Motor lautlos. Auf meinen 13 Jahre alten Polo freue ich mich trotzdem. Der ist nämlich nicht nur geräumig, sondern fährt sogar Tempo 170.



Steffen Jüngst (22) ist definitiv auf den Geschmack gekommen. Hat zuhause gleich seinen elektrischen Rasenmäher ausgepackt und ist losgeheizt. Fuhr sogar schneller als Sam.



Was gestern morgen war

„Die Welt in 100 Jahren“: Ein Buch, viele Visionen.
Was ist aus den Ideen und Prophezeiungen von 1910 geworden?

futurologie einmal rückwärts gedacht: Vor hundert Jahren entstand ein Buch über die ferne Zukunft im Jahre 2010. Der Journalist und Schriftsteller Arthur Brehmer (1858-1923) hat prominente Denker seiner Zeit gefragt: Wie wird die Welt im Jahr 2010 aussehen? Und die Künstler, Philosophen, Naturwissenschaftler und Soziologen haben geantwortet. Ihre Ideen fasste Brehmer in dem Buch „Die Welt in 100 Jahren“ zusammen. Die Visionen der klugen Köpfe hätten unterschiedlicher nicht sein können. Eines aber hatten sie fast alle gemeinsam: den Fortschrittsgedanken. Dass es mit der Menschheit vorwärts und aufwärts gehen wird – darüber sind sich beinahe alle Autoren einig.



Buchtipps:
Arthur Brehmer:
Die Welt in 100 Jahren
Georg Olms Verlag
Hildesheim, Zürich, New York
2010
Preis: 19,80 Euro

Taschentelefon



Prognose: Der amerikanische Journalist Robert Sloss prophezeite, dass im Jahr 2010 jeder Bürger sein eigenes Taschentelefon haben werde. Da zu dieser Zeit bereits Telefone existierten, scheint diese Vision im ersten Moment wenig spektakulär. Jedoch geht Sloss noch einen Schritt weiter: Sein „Wunder der Kleinmechanik“ hat einen kleinen Bildschirm, über den man Theatervorstellungen, Konzerte oder Gottesdienste live miterleben kann.



Check: Spätestens seit Handys internetfähig sind, hat sich Sloss' Vision mehr als erfüllt. Bei einer Online-Befragung des Marktforschungsunternehmens Dialego aus dem Jahr 2009 gaben mehr als 60 Prozent der Befragten an, mit ihrem Handy eine Zugangsmöglichkeit zum Internet zu haben. Demnach können zwar noch nicht alle Bürger mit ihrem Handy ins Internet gehen und sich dort Konzerte ansehen. Doch das „Wunder der Kleinmechanik“ ist theoretisch für jeden verfügbar.

Emanzipation



Prognose: Die Schriftstellerin Ellen Key sagte eine Gleichberechtigung von Mann und Frau voraus. Beide Geschlechter würden nach ihrer Idee gleich viel arbeiten und den gleichen Tagesablauf haben. „Der männliche und der weibliche Typus sind in so hohem Grade verschmolzen, dass der Blick nur durch gewisse, aus Zweckmäßigkeitsgründen noch beibehaltene Verschiedenheiten in der Kleidung die Geschlechter unterscheiden kann.“



Check: Die Gleichberechtigung von Mann und Frau ist im Grundgesetz verankert – im Alltag aber noch nicht vollständig angekommen. Der Gehaltsunterschied von Männern und Frauen in Deutschland macht es deutlich. Nach der EU-Studie „Gender Pay Gap“ war der Brutto-Stundenlohn von Männern im Jahr 2008 im Schnitt 23,2 Prozent höher als der von Frauen. Der EU-Schnitt liegt bei 18 Prozent.

einsteins.de

Welche Zukunftsvisionen noch Wirklichkeit geworden sind, können Sie auf einsteins.de nachlesen und Ihr Wissen in einem Quiz prüfen.

Europäische Union



Prognose: Die europäischen Länder als Staatengemeinschaft mit einem europäischen Parlament und einer gemeinsamen Gesetzgebung – davon schreibt der preußische Regierungsrat Rudolf Martin bereits im Jahre 1910. „Durch die gemeinsame europäische Gesetzgebung und durch die Verfassung der europäischen Staatengemeinschaft ist aber ein Krieg zwischen europäischen Staaten nicht nur ausdrücklich untersagt, sondern auch tatsächlich zur Unmöglichkeit geworden.“



Check: Mit dieser Prognose liegt Martin richtig. Beeindruckend ist, dass er die Europäische Union, wie sie heute existiert, bereits wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg prognostizierte, als an einen innereuropäischen Frieden nicht zu denken war. Erst gut vierzig Jahre nach Martins Vision wurde die Europaidee Schritt für Schritt Realität. Heute umfasst die Europäische Union 27 Mitgliedsstaaten, hat ein europäisches Parlament sowie eine gemeinsame Gesetzgebung.

Armut



Prognose: Der Reformsozialist Eduard Bernstein schrieb in seinem Aufsatz „Das soziale Leben in 100 Jahren“: „Es wird die Armut als soziale Erscheinung verschwinden, wie die heutige Art der Reichtumsansammlung und die ihr entsprechenden sozialen Auffassungen und Luxustendenzen verschwinden werden...“



Check: Eine hoffnungsvolle Prognose – aber leider falsch. In einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung heißt es, dass 14 Prozent der deutschen Bevölkerung armutsgefährdet seien. Das ist ein Drittel mehr als noch vor zehn Jahren. Ebenso sind Reichtum und Luxus nicht verschwunden. Nach dem dritten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2008 leben 6,4 Prozent der Deutschen über der Reichtumsgrenze. Das heißt, ihr Nettoeinkommen beträgt mindestens 3268 Euro im Monat und ist damit doppelt so hoch wie das mittlere Einkommen der Gesamtbevölkerung.



Stefanie Starke (21) hatte nach dem Lesen des dicken Schinkens erst einmal Nackenschmerzen – die altertümliche Schrift zu entziffern ist nämlich ziemlich anstrengend.

BAYERISCHE LANDESZENTRALE FÜR NEUE MEDIEN

gestalten

- :: Genehmigung privater Rundfunkanbieter
- :: Vielfaltsicherung
- :: Programmbeobachtung
- :: Werberegeln
- :: Jugendschutz
- :: Technische Verbreitung
- :: Kabelbelegung

fördern

- :: Programmförderung
- :: Film- und Fernsehförderung
- :: Aus- und Fortbildung
- :: Medienpädagogik/ Medienkompetenz
- :: Technische Infrastruktur



forschen

- :: Mediennutzung
- :: Programmforschung
- :: Medienwirtschaft
- :: Rundfunktechnik

informieren

- :: Bürgeranfragen
- :: Internet
- :: Publikationen
- :: Veranstaltungen

www.blm.de



„... hat Gold im Mund.“ Deutsches Sprichwort

T1 Hitliste

Erfindungen

Ausgelacht und unterschätzt

1) Telefon
Als Alexander Graham Bell 1876 das erste Telefon baute, zeigte sich seine Umwelt nicht gerade beeindruckt. Noch hörte man nur Wortfetzen am anderen Ende der Leitung. Darum das Urteil von US-Präsident Rutherford Hayes: „Eine erstaunliche Erfindung! Aber wer sollte sie jemals benutzen wollen?“ Falsch gedacht! Festnetztelefone besitzen laut dem Meinungsforschungsinstitut Allensbach mehr als 85 Prozent aller Deutschen.

2) U-Boot
Der Erfinder Wilhelm Bauer träumte nächtelang von einem bemannten U-Boot, um im Krieg feindliche Schiffe zu zerstören. Aber weder Politik noch Militär waren interessiert. Schließlich konstruierte Bauer ein Tauchboot in Koffergröße. Gebaut wurde es erst nach vielen Veränderungen. Dumm nur, dass das erste U-Boot bereits bei seiner Testfahrt für immer unter Wasser blieb. Erst 1856 wagte sich wieder jemand an Bauers Konstruktion im Original: Russland. Und diesmal mit Erfolg.

3) Internet
Niemand ist perfekt. Auch nicht Computer-Guru Bill Gates. Ein Beispiel? Seine Fehleinschätzung der Erfindung Internet. Der Szenekenner war der Meinung, das Internet wäre nur ein kurzzeitiger Hype. Und heute? Knapp 60 Prozent aller Deutschen sind online, und jeder Internetnutzer verbringt täglich gut eine dreiviertel Stunde im Netz.

Was soll ich morgen anziehen?

Marte Ulltang, Norwegen



Haarschleife in der Farbe der Strumpfhose



Nicht mehr die Laufstege allein setzen die Trends für die Prêt-a-porter. Was modebewusste Leute morgen tragen, entscheidet sich immer mehr im Internet. Vor allem das Fashion-Portal lookbook.nu ist zukunftsweisend in Trendfragen. Auf der Internetseite zeigen junge Leute ihre Lieblings-outfits, inspirieren und erleichtern damit die täglich quälende Frage: Was soll ich nur anziehen? Fünf User stellen auf dieser Seite Outfits vor, die morgen schon Trend sein könnten.

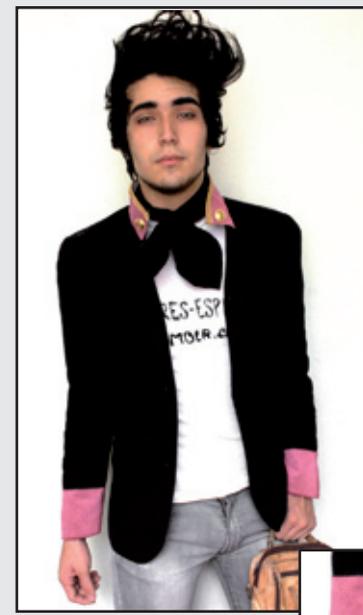
Dennis Robles, Philippinen



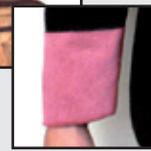
Geknoteter Gürtel



Andrés Felipe Espinosa Gómez, Kolumbien



Farbig abgesetzte Sakko-Ärmel

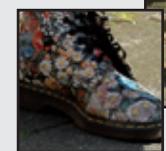


Connie Cao, Australien



Overknees mit Strumpfhalter

Iris Gravemaker, Niederlande



Doc Martens mit Blümchenmuster

T1 Hitliste

Erfindungen

Hoch gelobt und nicht gebraucht

1) Rückenkratzshirt
Aus Japan kommt die Erfindung dieser Kratzhilfe. Mit dem Aufdruck eines Schiffe-Versenken-Spielplans auf der Rückseite des T-Shirts kann man nicht nur wunderbare Spieleabende veranstalten. Wenn es juckt, kann man sogar exakt angeben, wo es gerade zwickt, ob auf A3 oder G5. Zur optimalen Kommunikation gibt es sogar noch ein Miniaturspielfeld auf die Hand dazu. Praktisch. Aber: Wer weiß schon, an welchem Tag es ihn am Rücken jucken wird?

2) Draisine
Was wir heute umgangssprachlich Drahtesel nennen, hatte einen begeisternden Vorgänger: Nein, nicht das Huftier, sondern die Laufmaschine von Friedrich Freiherr von Drais. 1817 wurde diesem ersten einspurigen Fortbewegungsmittel eine glänzende Zukunft prophezeit. Indem man sich vom Boden abstieß, erreichte man 15 Stundenkilometer – fast das Dreifache eines Fußgängers. Ungünstig, dass von Drais nicht gleich dazu die Bremse erfand. So diente die Draisine eher dem Zerriss in der Klatschpresse als der Mobilität von Menschen. Schließlich kam es bei den schlechten Straßen des 19. Jahrhunderts zu unzähligen Unfällen.

3) Butterstift
In Ihrer Brotscheibe klafft ein Loch? Die knochenharte Butter lässt sich einfach nicht verstreichen? Unter Ihrer Wurst sitzt eine Butterschicht von gefühlten fünf Metern? Ärgerlich! Wie gut, dass japanische Erfinder dem ein Ende machen wollten. Dort wurde der „Butter Stick Type“ erfunden. Damit kann man ganz einfach das Brot entlang rollern, wie mit einem Klebestift. Eine andere Variante aus Deutschland: der Butterspender, der auf Knopfdruck das Butterstück nicht nur streichart, sondern auch noch in der richtigen Größe ausspuckt.

Immer auf Sieg

Wer bei Pferderennen wettet, geht ein hohes Risiko ein. Nur wenige Sekunden und Zentimeter entscheiden über Gewinn oder Verlust. Michael Nenntwich setzt trotzdem jedes Wochenende auf mehrere Pferde.





Links: Michael Nenntwich reist jedes Wochenende aus der Nähe von Koblenz zu Galopprennen in ganz Deutschland.
Mitte: Vor dem Start des Rennens müssen die Pferde ihre Positionen in den Boxen einnehmen. Die Tiere sind so nervös, dass es oft eine Viertelstunde dauert, bis es losgehen kann.
Rechts: Ein ausgefallener Hut ist für Damen auf der Rennbahn ein Muss. Zumindest, wenn sie die Hutprämierung gewinnen möchten.



noch 1200 Meter. „Jetzt geht es in den Schlussbogen. Tres Rock Danon, Eye of the Tiger und Brisant an der Spitze“, dröhnt die Stimme des Kommentators über die Rennbahn. Michael Nenntwich beugt sich über die Brüstung an der Bahn und presst das Fernglas an seine Augen, verfolgt jeden Schritt von Eye of the Tiger. Er kaut auf dem Bügel seiner Brille herum. Das Publikum auf der großen Tribüne beginnt zu murmeln.
 Noch 700 Meter. Am Anfang der Zielgeraden tauchen ein paar bunte Punkte auf: die Jockeys auf ihren Pferden. „Jetzt zieht Tres Rock Danon an, ist schon eine gute Nase vorne.“ Das Murmeln wird lauter. Auch Brisant läuft an Eye of the Tiger vorbei. Nenntwichs Mundwinkel zucken. Noch 600 Meter. Der Wind treibt das Donnern der Hufe bis zur Tribüne. Vermischt es mit dem Rufen und Stöhnen der Zuschauer. Noch 500 Meter. Die grellen Seidenblusen der Jockeys blähen sich im Wind, Renngeräten peitschen durch die Luft, Schlamm spritzt von den Hufen. Noch 400 Meter. Das schrille Kreischen der Menge verliert sich im Tosen der Pferde. Noch 300 Meter. „Tres Rock Danon immer noch vorne, wo ist Eye of the Tiger?“
 Langsam perlen ein paar Regentropfen von Michael Nenntwichs Hut. Noch ist es eine halbe Stunde bis zum Start des Rennens. Es ist das siebte an diesem Tag beim „Krefelder Ladies Day“. 50 000 Euro gibt es für den Sieger. Nenntwich lehnt an einem Baum neben den Ställen, wo die Pferde vor dem Wettkampf gesattelt werden. Hundert Meter entfernt liegt das Hauptgebäude der Krefelder Galopprennbahn mit der Tribüne, den Würstchenbuden und den Wettschaltern. Auf dem weißen Kies vor den Ständen drängen sich Menschen.

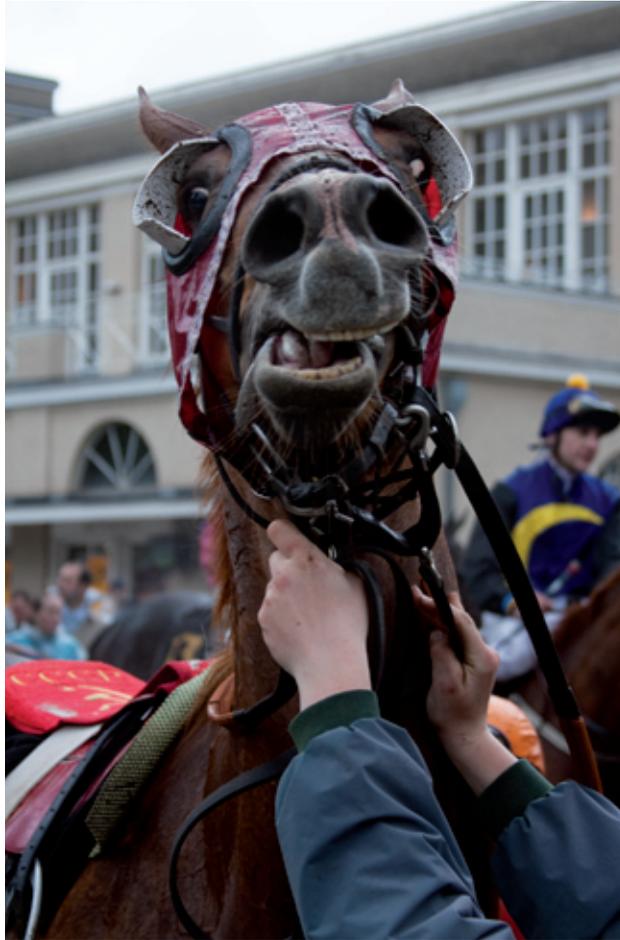
Noch ist Nenntwich neben den Ställen allein. Er betrachtet die Pferde regungslos. Langsam führen die Trainer die Tiere vor den Ställen auf und ab, um sie auf das Rennen vorzubereiten. Es ist still, nur manchmal schnaubt ein Pferd. Ein brauner Hengst verlangsamt vor Nenntwich kurz seinen Schritt, hebt den Kopf und sieht ihm einen Moment in die Augen. „Wunderschön“, murmelt Nenntwich.
 Mittlerweile haben sich auch andere Menschen um die Ställe versammelt, studieren die Pferde und machen sich Notizen. Michael Nenntwich holt eine zerknitterte Zeitung aus der Tasche seines langen Mantels und liest die Statistiken. Welche Plätze hat das Pferd bei den letzten Rennen bei welchen Bodenverhältnissen belegt? Welche Steher-Qualitäten hat das Pferd? Das Hauptrennen geht über 3200 Meter, eine sehr lange Distanz, die nicht jedes Pferd durchhält.
 Wichtige Angaben für einen Wetter, um das richtige Tier auszusuchen. Jedes Wochenende und manchmal auch unter der Woche fährt Michael Nenntwich aus der Nähe von Koblenz auf eine Galopprennbahn irgendwo in Deutschland. Jedes Mal setzt er dabei rund hundert Euro. Bei seinen Wetten verlässt er sich aber nicht nur auf die Statistik in der Galopprenn-Zeitschrift „Sport-Welt“: „Ich schaue dem Pferd ins Gesicht. Es gibt kein launischeres Tier, deshalb muss man die Stimmung erkennen, um das Richtige auszusuchen. Der Jockey ist für mich nicht so wichtig. Die wahren Helden haben vier Beine.“
 Für Nenntwich sind der Galoppsport und die Pferde eine ganz besondere Mischung aus Schönheit, Eleganz und edlem Flair. Dazu muss auch das Pferd passen, auf das er setzt. „Es soll erhaben sein, an den Menschen vorbei schreiten und sie

dabei trotzdem zur Kenntnis nehmen.“ Ohne Wetten könnte sich Nenntwich ein Rennen nicht vorstellen: „Das Wetten ist das Salz in der Suppe.“
 Der Regen hat aufgehört. Noch sind es fünfzehn Minuten bis zum Start des Rennens. Nenntwich lehnt am Geländer des Führings: Hier werden die Pferde dem Publikum vorgestellt, und ein Moderator erklärt, auf welches Pferd man am besten setzen sollte. Nenntwich ist versunken in die Betrachtung der Pferde. Mit seinem Blick verfolgt er einen braunen Hengst: Eye of the Tiger. Als das Pferd an ihm vorbeigeht lächelt Nenntwich. „Da kommt der Favorit“, plärzt der Mo-

„Frauen sind ein bisschen wie Stuten. Meistens sind sie sehr zickig. Da halte ich mich lieber an meine Araber-Hengste.“

derator über den Führing. „Mit einer Quote von 31 Euro für 10 Euro der Gewinner des 75. Gerling Preises letzte Woche in Köln, Eye of the Tiger!“. Das Klingen einer Schiffsglocke verschluckt die Erklärungen des Moderators. Nenntwich zuckt zusammen. Nur noch ein paar Minuten bis zum Rennen. Im Führing springen die Jockeys auf ihre Pferde. Auf den großen Tieren sehen sie aus wie Kinder.
 Nenntwich dreht sich um und geht mit schnellen Schritten zum Wettschalter. Dort nimmt er sich einen der kleinen weiß-roten Zettel. Zum siebten Mal an diesem Tag. Nochmal holt er die Zeitung aus seiner Tasche und überfliegt die Tabellen. Dann macht er ein paar Kreuze, nimmt zehn Euro aus seinem Portemonnaie und gibt das Geld und den Zettel der Frau hinter der Glasscheibe am Wettschalter.

Nenntwich hat auf den Sieg von Pferd Nummer Eins gesetzt: Eye of the Tiger mit Jockey Adrie de Vries. Gewinnt Eye of the Tiger das Rennen, bekommt Nenntwich für seine 10 Euro Einsatz 31 Euro wieder. Keine besonders gute Quote. Für einen Sieg von Außenseiter Brisant bekäme der Wetter 235 Euro für denselben Einsatz. Neben den reinen Siegwetten gibt es auch noch Platzwetten. Dabei muss das Pferd unter die ersten drei kommen.
 Es gibt noch viele andere Wettkombinationen, aber für die interessiert sich Nenntwich nicht: „Ich bin ein unkluger Wetter, ich setze immer nur auf Sieg. Schlauer wäre es, die reine Siegwette mit einer Platzwette zu kombinieren. Dann geht man meistens nicht mit Verlust nach Hause, auch wenn das Pferd nicht Erster, sondern nur Dritter wird. Aber mir geht es darum, diesem einen Pferd, auf das ich setze, mein volles Vertrauen zu schenken.“
 Deshalb kommt es ihm nicht nur darauf an, zu gewinnen: „Galopprennen ist meine Leidenschaft, meine Lebensphilosophie. Dabei rechne ich nicht, ob ich bei meinen Wetten Gewinn oder Verlust mache.“ Seine Hobbys Wetten und Pferdesport beschäftigen Nenntwich auch zu Hause. „Ich habe selber ein paar Araber-Pferde. Eine Frau allerdings nicht. Frauen sind ein bisschen wie Stuten. Meistens sind sie sehr zickig. Da halte ich mich lieber an meine Araber-Hengste.“
 Nenntwich eilt zur großen Tribüne direkt vor dem Ziel. Sie



„Ich schaue dem Pferd ins Gesicht“, sagt der Wetter Michael Nenntwich.



Die Galopprennbahn ist so groß, dass man ein Fernglas braucht, um die Pferde richtig zu beobachten.

ist schon voll besetzt. Im Block ganz rechts sitzen Frauen mit großen Hüten, trinken Prosecco und lächeln Männern mit bunten Krawatten zu. Nenntwich geht an den Hüten und Prosecco-Gläsern vorbei direkt an die Bahn. Nur eine kleine Hecke trennt ihn von der Rennstrecke, die sich in einem riesigen Oval vor der Tribüne spannt. In der Mitte liegt ein Golfplatz. Die Gegengerade der Bahn ist so weit weg, dass man sie kaum erkennen kann.

Der Himmel ist bewölkt und es riecht nach frisch gemähtem Gras. „Noch sind es zwei Minuten bis zum Start. Die meisten Pferde haben schon ihre Positionen in den Boxen im linken Bogen eingenommen“, erklärt der Kommentator. Nenntwich holt ein altes Fernglas aus seinem Mantel. Er hält nach dem blauen Seidenblouson mit dem gelben Kreuz von Jockey Adrie de Vriest Ausschau. „Noch eine halbe Minute, alle Pferde sind in den Boxen.“

Plötzlich öffnen sich die Gitter vor den Startboxen. Die acht Pferde schießen aus dem Starthaus und fliegen über den Rasen. „Alle sind gut aus den Boxen gekommen und gehen jetzt in den ersten Bogen. Noch ist das Feld gleich auf und niemand konnte sich absetzen.“ Die Jockeys pressen sich eng an den Hals ihrer Pferde und wippen auf und ab. Nenntwich verfolgt das Feld mit dem Fernglas. Es ist still auf der Tribüne, als die Reiter über die Gegengerade preschen. Alle lauschen dem Kommentator. Zwei Runden, 3000 Meter, dann kommt der Zielsprint: „Noch 200 Meter. Außen kommt jetzt Eye of the Tiger. Am Ende des Feldes Tarkheena Prince und Speedy Catcher.“ Das Publikum klatscht, die Tribüne bebzt. Die Pferde rauschen Richtung Ziel. Gras und Matsch fliegen durch die Luft, Hufe donnern auf den Boden. Noch 150 Meter: „Tres Rock Danon jetzt eine Länge vorne. Tres Rock Danon nicht mehr einzuholen. Brisant auf dem zweiten Platz, Eye of the Tiger wird Dritter. Tres Rock Danon gewinnt!“

Der Lärm und das Tosen sterben ab. Die Pferde traben gemächlich hinter der Ziellinie aus und die Jockeys springen ab. Nenntwich schaut in die dunklen Wolken. Er runzelt die Stirn, dann steckt er sein Fernglas ein. Langsam geht er am abgetrennten Bereich vorbei, in dem die Tiere nach dem Rennen mit Wasser abgespritzt werden. Er betrachtet Eye of the Tiger einen Moment. Die Hände hat er in den Taschen seines langen Mantels vergraben. Nenntwich legt den Kopf schief und lächelt dem Pferd zu. Nach einem Moment dreht er sich um und geht zu einer Gruppe von anderen Wetterern, wechselt ein paar Worte mit ihnen und schlendert in Richtung Ausgang. In zwei Tagen wird er zum nächsten Rennen nach Köln fahren. **III**



Tore Trapp (21) kauft sich demnächst auch einen schnellen und potenten Deckhengst. Der mischt dann die Galopprennszene kräftig auf, und das „Trapp-Gestüt“ wird so schon bald in aller Munde sein...



Annett Dittrich, 36 Jahre alt und gelernte OP-Schwester, lässt sich zur Astrologin ausbilden.

Dolmetscher der Sterne

Komplizierte Rechnungen statt Nebelschwaden in der Glaskugel: Die zweijährige Ausbildung des Deutschen Astrologen-Verbandes zeigt, dass Sterndeuten viel mehr ist als nur fauler Zauber.

Wieder und wieder hackt sie auf die Tasten ihres Taschenrechners ein. Kontrolliert die Distanz, die sie mit dem Geodreieck auf der Deutschlandkarte gemessen hat. Stöhnt. Annett Dittrichs Wangen glühen, sie runzelt die Stirn. „Heute Nacht träume ich nur noch in Zahlen“, sagt die OP-Schwester, 36 Jahre alt. Die anderen neun Kurs Teilnehmerinnen nicken und gucken vorwurfsvoll in Richtung Flipchart. „Aber meine Damen, da müssen wir jetzt durch. Schließlich ist Astrologie mehr als nur esoterische Hirnbewirt-

schaftung“, sagt Christoph Schubert-Weller, Erster Vorsitzender des Deutschen Astrologen-Verbandes (DAV). Er unterrichtet in Heidelberg die hand-

An diesem Wochenende müssen die Teilnehmerinnen von morgens bis abends rechnen. Für die nächsten Monate stehen die „Feinanalyse des

„Astrologie ist mehr als nur

esoterische Hirnbewirtschaftung.“

werklichen Grundlagen der Astrologie: Koordinaten, Sonnenstand, Zonenzeit berechnen und zum Schluss ein Geburtshoroskop erstellen – ohne Zauberei, ohne Computer, allein nach den Gesetzen der Mathematik.

Horoskops“ und „Die Kunst der Synthese“ auf dem Seminarprogramm. Jedes Jahr bietet der DAV eine zweijährige Ausbildung zum Astrologen an. Während dieser Zeit lernen die Schüler alles über Planeten und deren Deutung.

Eine kostspielige Angelegenheit – bis zu 5000 Euro müssen die Teilnehmer für 22 Seminareinheiten zahlen. Danach können sie eine Prüfung ablegen und sich „geprüfter Astrologe DAV“ nennen. Ein Schutz vor Scharlatanen und eine Mindestgarantie für ihre Klienten, denn Astrologe darf sich offiziell jeder nennen.

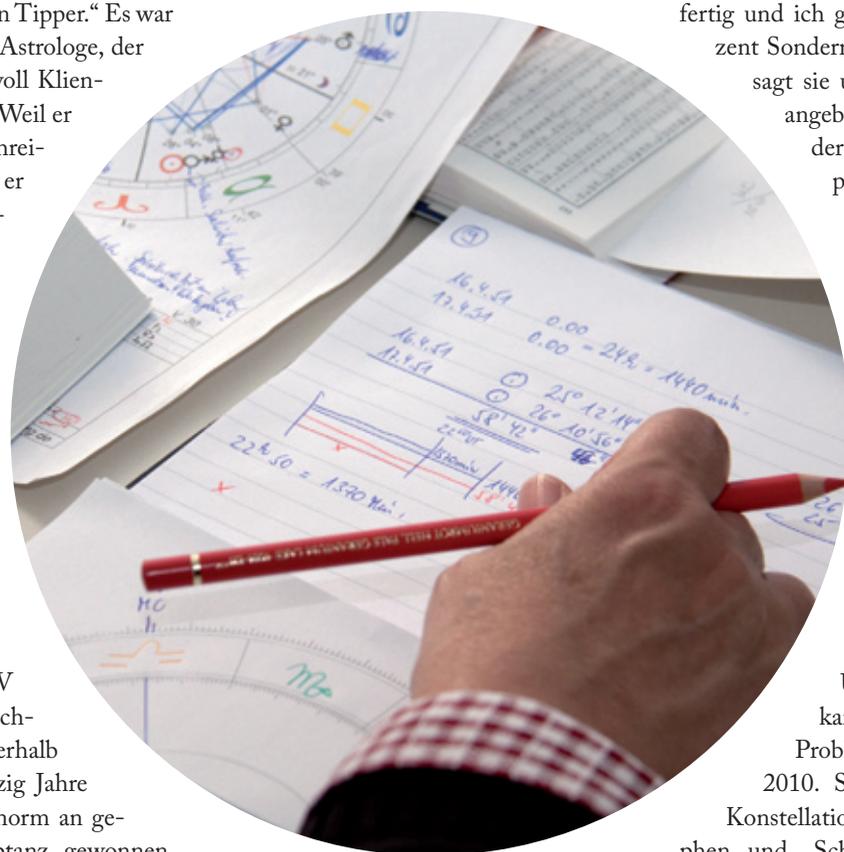
„Die Boomjahre für Amateure, die alles und nichts sagen, sind vorbei.“

Schubert-Weller, 60 Jahre alt, hat seine Prüfung bereits 1985 bestanden. Der Weg dorthin war nicht einfach. Als 26-Jähriger war er an einem Tiefpunkt angelangt. „Es ging nichts mehr.“ Weder beruflich noch in der Liebe. Dennoch musste er sich irgendwie seinen Lebensunterhalt verdienen. In einer Münchener Szenezeitschrift stieß er auf eine Anzeige: „Suche flotten Tipper.“ Es war ein älterer Mann, ein Astrologe, der sich mit einer Hand voll Klienten über Wasser hielt. Weil er selbst nicht mehr schreiben konnte, diktierte er dem jungen Schubert-Weller stundenlang Horoskope. Dabei öffnete er seinem Schüler das Tor zur Welt der Sterne. Mittlerweile hat Schubert-Weller eine eigene Praxis, gibt Seminare und leitet den DAV.

Mit 800 Mitgliedern und bundesweit 17 Ausbildungszentren ist der DAV Marktführer im deutschsprachigen Raum. Innerhalb der vergangenen fünfzig Jahre habe die Astrologie enorm an gesellschaftlicher Akzeptanz gewonnen. Dennoch: „Die Boomjahre für Amateure, die alles und nichts sagen, sind vorbei“, sagt Schubert-Weller. Mit ein paar wolkgigen Vorhersagen würden sich

die Leute nicht mehr zufrieden geben. „Soll ich ein Geschäft eröffnen? Oder lieber auswandern?“ Fragen, die ihm Ratsuchende immer öfter stellen. Astrologie kann Lebenshilfe sein, aber sie nimmt keine Entscheidungen ab. „Der Astrologe ist nicht der Bratenwender des Schicksals“, sagt Schubert-Weller. Die Astrologie gebe die Themen

der Zukunft vor, wie man sein Horoskop lebe, bleibe jedem selbst überlassen. Denn die Sterne sprechen oft mit gespaltener Zunge. So kann jemand Krimineller oder Kriminaler werden, heiraten oder sich scheiden lassen – die Symbole oder Konstellationen der Sterne sind jeweils die gleichen.



Der Unterricht für angehende Astrologen ähnelt dem Mathematikunterricht sehr.

Die Mittagspause ist vorbei. Draußen klopft mit leisen Fingern der Regen an die Fensterscheiben. Schubert-Weller hat sein blaues Seidentüchlein aufgeknotet, es hängt lose um seinen Hals. „Wir rechnen jetzt Raum in Zeit um. Annett, wie gehen wir vor?“, fragt Schubert-Weller. „Nach x auflösen“, antwortet Annett Dittrich monoton. Wieder klackern die Tasten der Taschenrechner. Dittrich meldet sich. „Acht Grad, 42 Bogenminuten – das sind 23 Stunden, 24 Minuten, 48 Sekunden.“ Schubert-Weller nickt, seine Zahnlücke blitzt kurz zwischen den Lippen hervor.

Die Tür knarrt. Ute Flörchinger, Leiterin des Ausbildungszentrums Heidelberg und Zweite Vorsitzende des DAV, schleicht herein. „Na, lebt ihr noch?“, fragt sie. „Wir sind am Sterben“, sagt Karin Becker, 59 Jahre, Hausfrau. Flörchinger guckt den Gastdozenten Schubert-Weller an. „Mach du das ruhig fertig und ich gebe nachher fünf Prozent Sonderrabatt auf Astro Plus“, sagt sie und grinst. Astro Plus, angeblich der „Zauberstab“ der Astrologen. Ein Computerprogramm, das in Sekundenschnelle ein fertiges Horoskop ausspuckt – ohne mühselige Rechnerei. Doch deuten müssen es die Astrologen immer noch selbst. „Typisch Zwilling“, sagt Becker und lacht glucksend, „macht selbst im Schlaf noch Geschäfte.“

Ute Flörchinger erkannte schon im Januar Probleme für das Frühjahr 2010. Sie interpretierte diese Konstellation als Naturkatastrophen und „Schwierigkeiten mit der Luftfahrt“. Dass eine Aschewolke über Island den Flugverkehr in halb Europa lahm legen würde, hat auch sie nicht kommen sehen.

Die 47-jährige Flörchinger berät seit mehr als zehn Jahren zumeist Lehrer, Juristen oder andere Akademiker. Dabei hat sie selbst die Astrologie lange Zeit als Aberglauben belächelt. Damals forschte sie als biologisch-technische Assistentin mit Krebs auslösenden Viren. Durch das Mikroskop sah sie die Zellen. Was ihr fehlte, war der Mensch dazu. Als sie anfang, mit den Zellkulturen zu reden, gestand sie sich ein, dass dieser Beruf sie auf Dauer nicht glücklich macht. Flörchinger kündigte und meldete sich zur Astrologie-Ausbildung an. „Erst da fand ich mich wieder, konnte Logik mit Intuition verknüpfen.“ Einen Monat später trifft sich der Kurs wieder im Heidelberger Ausbildungszentrum. Die quälende Rechnerei ist vergessen, das Thema dieses Mal: Mondknoten. Die Schnittpunkte der Mondbahn mit der Ekliptikebene. „Sie zeigen den spirituellen Entwicklungsweg der Seele, unsere Lebensaufgabe“, erklärt Ute Flörchinger. Es geht an die

Analyse. „Hier haben wir eine Achse von Widder und Waage“, sagt Flörchinger und tippt auf das Horoskop an der Leinwand. Für was die Waage stehe, will sie wissen. „Ausgleich!“, „Du und Diplomatie!“, „Partnerschaft!“, werfen die Schülerinnen die Begriffe in den Raum wie Schützen ihre Pfeile. „Sehr gut“, lobt Flörchinger. Es macht sie wütend, dass Astro TV, Astro-Hotlines und das Geschäft mit den Tierkreiszeichen – Löwe-Lesezeichen, Krebs-Kristalle, Schütze-Schürzen – dem Image der Astrologie schaden. „Trotzdem, es ist auch gut, dass es eine unterhaltsame Seite der Astrologie gibt“, sagt Flörchinger. Jeder wisse, dass die Waage Ausgleich sucht, ein Stier dem Genuss frönt und Widder mit dem Kopf durch die Wand wollen. Demnach ließen sich alle Menschen jeweils einem der zwölf Tierkreiszeichen zuordnen. Zwölf Tierkreiszeichen, zwölf Sorten Mensch? „Ein bisschen wenig“, sagt Ute Flörchinger. III



Lisa Maria Hagen (21) wurde bei ihrer Recherche vorausgesagt, dass ihr eine rosige Zukunft als Sozialpädagogin bevorsteht. Für *Einsteins TV* ist sie selbst in die Rolle einer Wahrsagerin geschlüpft. Doch so sehr sie sich auch bemüht hat, die Kugel ist weiß geblieben.

Vom Staat gefördert

Von Hartz IV zum Horoskop. Seit November 2009 können Arbeitslose auf Kosten der Hamburger Arbeitsgemeinschaft (Arge) eine zweijährige Ausbildung in psychologischer Astrologie absolvieren. Die Astro Praxis Fritsch in Hamburg ist das einzige DAV-Zentrum, das dafür zertifiziert ist. Leiterin Helen Fritsch ist zufrieden. „Ich finde es wichtig, dass jeder Mensch das lernen kann, was er möchte.“ Schon früher habe sie viele Arbeitslose ausgebildet, die sich die Ausbildungsgebühr mühsam ersparen mussten. Der Arge ist nur eine Person bekannt, die bisher die Förderung per Bildungsgutschein wahrgenommen hat. Trotz Kritik steht die Arge hinter dieser Maßnahme. „Wenn wir so Menschen helfen können, wieder in das Berufsleben einzusteigen, hat diese Maßnahme ihren Zweck erfüllt“, sagt Sprecher Horst Weise. Zu beurteilen, ob die Astrologie-Ausbildung seriös ist oder nicht, sei nicht die Aufgabe der Arge. Die Agentur für Arbeit zeigt sich hingegen skeptisch. Knut Böhrnsen, Sprecher der Agentur für Arbeit Hamburg: „Wir glauben nicht, dass diese Maßnahme langfristig zu einer Integration auf dem Arbeitsmarkt führen wird.“

...immer die richtige wahl.

Gabrieli
Apotheke

Gabrielstraße 8 • 85072 Eichstätt
Telefon: (0 84 21) 9 79 30 • Telefax: (0 84 21) 97 93 17



Marktplatz 15 • 85072 Eichstätt
Telefon: (0 84 21) 9 72 40
Telefax: (0 84 21) 97 24 19



Im Sog der Karten

Astro-Hotlines versprechen den Blick in die Zukunft per Telefon.
Doch sie sind nicht nur teuer, sondern können auch süchtig machen.



Tarot, Pendeln, Hellsehen: Allein der deutsche Marktführer Questico beschäftigt 2500 Wahrsager. Sie nennen sich „alternative Lebensberater“.

Der Griff zum Hörer verspricht Erlösung. Zumindest für einen Moment. Wenn sie am anderen Ende der Leitung die ruhige Stimme der Kartenlegerin hört, fühlt sich Erika Mieling*, als würde ihr jemand die Last von den Schultern nehmen. Dann kann sie über ihre Probleme sprechen. Dann sagt ihr jemand, was passieren wird. Dass er zurückkommen wird. Dass alles gut wird.

Doch wenn das Gespräch vorbei ist, herrscht Stille. Dann stellt sie sich wieder die quälenden Fragen: Hat die Kartenlegerin wirklich die Wahrheit gesagt? Soll sie lieber noch eine andere anrufen? Früher waren mehrere Anrufe am Tag für Erika Mieling keine Seltenheit. Jetzt kann sie sich das nicht mehr leisten. Ihre Schulden gehen bereits in die Zehntausende.

Erika Mieling ist astrosüchtig. Ohne den Rat von Hellsehern und Kartenlegern kann sie nicht leben. In den vergangenen Jahren hat sie oft die Kontrolle über die Anrufe verloren. „Es kam vor, dass ich innerhalb von ein paar Stunden mehr als 400 Euro vertelefoniert habe“, erzählt die 57-Jährige. Mittlerweile kann sie von ihrem Einkommen kaum noch leben. Der Versuch, mit einem neuen Kredit die alten Schulden zu begleichen, blieb erfolglos. Ein Immobiliengeschäft verschlimmerte ihre finanzielle Situation zusätzlich. Am Ende stand die Pfändung ihres Gehalts und die Erkenntnis, dass die Sucht ihr Leben zerstört.

Erika Mieling ist mit ihrem Problem nicht allein. Mehr als 150 astrosüchtige Frauen haben sich in den vergangenen vier Jahren an die Suchtberatungsstelle „Tal 19“ in München gewandt. Die Beratungsstelle ist die einzige in Deutschland, die sich intensiv mit dem Problem beschäftigt. Ihr Leiter Christopher Teich erklärt, warum die Beschäftigung mit Esoterik gerade in den vergangenen Jahren zum Problem geworden ist. „Besonders Frauen haben sich schon immer an Heiler und Astrologen gewandt, wenn sie Rat brauchten. Doch im Internetzeitalter ist das alles sehr viel unkomplizierter geworden.“ Man müsse nicht mehr lange auf einen Termin warten, sondern könne auf den Webseiten hunderter Astro-Lines gezielt nach verfügbaren Beratern suchen und sie gleich anrufen. „Leider fehlt jede Kostenkontrolle. Man verliert schnell den Überblick, weil die Beträge direkt vom Konto oder mit der Telefonrechnung abgebucht werden.“

Bei Erika Mieling hat alles vor sieben Jahren begonnen. Die Beziehung zu ihrem damaligen Partner ist angespannt und Erika Mieling trennt sich von ihm. Trotz allem liebt sie ihn noch. Wenig später landet ein Flyer der Astro-Hotline Questico in ihrem Briefkasten: „Nehmen Sie jetzt ihr Gratisgespräch wahr!“ Erika Mieling zögert nicht lange und ruft an. Sie hofft, dass eine Kartenlegerin ihr sagen kann, wie es mit ihr und ihrem Ex-Freund weitergeht. Die Astroberaterin sieht eine positive Zukunft für das ehemalige Paar. Doch Erika Mieling will Gewissheit. Immer wieder ruft sie an, immer wieder stellt sie die gleichen Fragen.

Am anderen Ende der Leitung sitzen Frauen wie Angelika Letzel*. Die Kartenlegerin ist selbstständig, arbeitet für eine

Hotline, sieht aber seit gut 30 Jahren für Ratsuchende in die Karten. Persönlich, telefonisch, per Mail, im Chat. „Der häufigste Grund, warum Menschen einen Blick in ihre Zukunft werfen wollen, ist Liebeskummer“, sagt sie. Auch Mobbing zähle immer häufiger zu den Gründen für den Wunsch nach einem Gespräch mit der Kartenlegerin. Für Angelika Letzel ist es erschreckend, wie viele Menschen mittlerweile die Kontrolle über ihr Leben an Kartenleger abgeben. „Manche entscheiden gar nichts mehr selbst, sondern rufen immer wieder an. Das kann so weit gehen, dass jemand fragt, ob er heute aus dem Haus gehen soll.“ Besonders anfällig seien Frauen, die nach dem Tod des Partners oder einer Trennung plötzlich allein sind und nach Orientierung suchen. „Dabei sollten die Karten aber nie als Handlungsanweisung, sondern allenfalls als Wegweiser dienen“, warnt Kartenlegerin Letzel. Sie hat es

„Meld dich doch bald wieder. Ich bin immer für dich da.“

erlebt, dass Frauen in kurzer Zeit mehrmals anriefen oder offensichtlich schon zahlreichen anderen Beraterinnen dieselbe Frage gestellt hatten. „Wenn ich sie dann darauf hinweise, dass sie möglicherweise ein Problem haben, reagieren viele beleidigt und rufen mich nicht mehr an“, erzählt Letzel. Trotzdem komme es für sie nie in Frage, die Astrosucht ihrer Anruferinnen auszunutzen. Sie ist Mitglied im Deutschen Tarotverband und hält sich an den Ehrenkodex, den sie und die rund 270 anderen Mitglieder sich auferlegt haben. Dazu zählt zum Beispiel auch, niemals Aussagen zu Tod oder Krankheit zu machen. Die Kartenleger und Hellseher des Vereins wollen die Skepsis gegenüber ihrem Gewerbe abbauen. Dass besonders die Berater der großen Hotlines in Verruf geraten, helfe bei diesem Vorhaben nicht.

Auch der Suchtberater Christopher Teich hat kein positives Bild von den Astro-Hotlines, denen er zumindest teilweise die Schuld an der Abhängigkeit vieler Kunden gibt. „Für die Berater ist es ein finanzieller Reiz. Klar wollen die, dass die Menschen anrufen“, erklärt Teich. Mit Sätzen wie „Meld dich doch bald wieder“ oder „Ich bin immer für dich da“ motivierten die Kartenleger und Hellseher ihre Kunden zu immer häufigeren Telefonaten. Bis zu 20 000 solcher Anrufe gehen täglich beim Marktführer Questico und dem zugehörigen Fernsehsender AstroTV ein. Das Unternehmen beschäftigt mittlerweile mehr als 2500 solcher „alternativen Lebensberater“. Bequem von zu Hause aus nehmen sie Anrufe von einer Million Kunden entgegen und geben für einen Minutenpreis von bis zu 2,50 Euro Prognosen über die Zukunft der Ratsuchenden ab. Reich werden sie dabei aber nicht: Questico kassiert neben einer sogenannten Vermittlungsgebühr 40 Prozent der Einnahmen eines jeden Beraters.

Dabei fällt die Suchtproblematik laut Geschäftsführer Sylvius Barth keinesfalls unter den Tisch. „Wir nehmen bei

Questico das Thema Abhängigkeit sehr ernst, auch wenn es für uns nicht einfach ist, ein Suchtverhalten zu diagnostizieren.“ Dazu seien die persönlichen Vorgeschichten der Kunden schlichtweg zu unterschiedlich. Die Questico-Berater seien aber angehalten, auffälliges Nutzerverhalten dem Kundenservice zu melden. Der biete dann bei Bedarf Telefonlimits an oder vermittele Kontakt zu Suchtberatungsstellen.

„Das eigentliche Problem ist die Einsamkeit.“

Erika Mieling sucht nach der Trennung von ihrem Partner immer häufiger den Rat verschiedener Kartenlegerinnen. Sie verlässt sich auf deren Prognosen. Oft sagt man ihr, dass der Ex zurückkommt. Selbst als er schon längst eine neue Freundin hat, machen ihr die Kartenlegerinnen noch Mut.

Als ihre finanziellen Probleme immer größer werden und sie ständig ihr Kreditkartenlimit überzieht, beginnt sie eine Therapie. Kurzfristig schafft sie es, aufzuhören, aber nach einer Begegnung mit dem früheren Partner wird sie rückfällig. Sie schämt sich, fühlt sich wie eine Betrügerin, weil sie die Gespräche eigentlich nicht mehr bezahlen kann. Und immer häufiger fungieren die Kartenleger für sie als bloße Gesprächspartner, weil sie ihre Freunde nicht andauernd mit ihrem Liebeskummer belasten will. „Das eigentliche Problem ist die Einsamkeit“, sagt Erika Mieling heute.

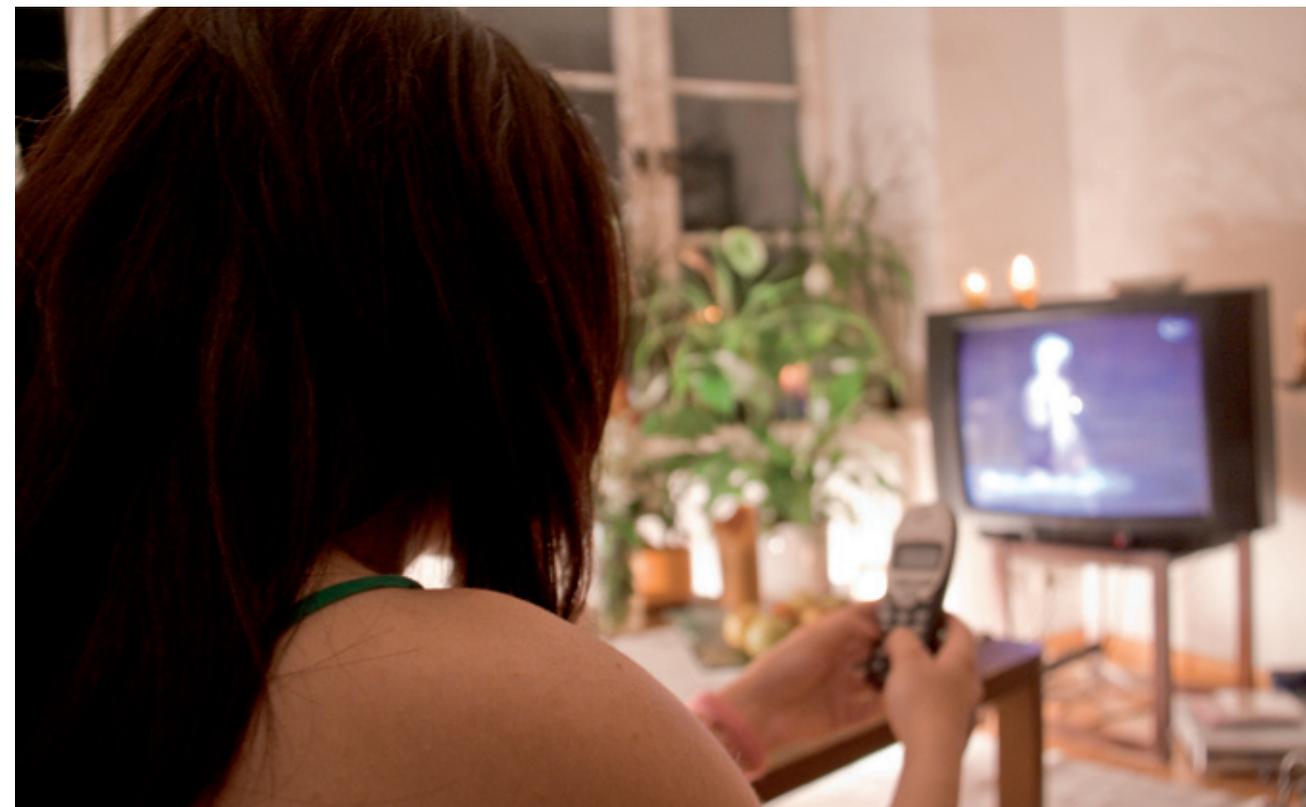
Nach einigen unbefriedigenden Beratungen bei Questico stößt die 25-jährige Melina Sellrich* auf ein anderes vielversprechendes Beraterportal: Viversum. Besonders zu einer Hellseherin fühlt sie sich hingezogen, sieht sie als gute Freundin. „Wir waren voll auf einer Wellenlänge. Ich konnte ihr einfach alles anvertrauen.“ Meistens geht es um Männer. Melina Sellrich ist eine selbstbewusste Frau, hat keine Probleme jemanden kennenzulernen. Zu einer festen Beziehung kam es trotzdem schon länger nicht mehr. Wenn sie sich über das Verhalten dieses oder jenen Mannes unschlüssig ist, ruft Melina Sellrich ihre Hellseherin an. Für knapp 2,30 Euro die Minute bekommt sie aber außer praktischer Lebenshilfe nicht viel geboten. „Ich hab meistens von mir erzählt. Sie hat die Situation sehr gut analysiert, nur die Zukunft konnte

sie nicht voraussagen.“ Sie entwickelt eine emotionale Abhängigkeit zu der Hellseherin. Für jede Entscheidung in Hinblick auf ihr Liebesleben braucht Melina Sellrich Rat. Als sie schließlich erkennt, dass sie süchtig ist, hat sie fast das gesamte Erbe ihres Vaters vertelefoniert: 7000 Euro sind weg. Sellrich hat das Gefühl, dass das der Beraterin egal ist: Diese ignoriert Sellrichs Ankündigung, sie könne nicht mehr so oft anrufen. Die 25-Jährige glaubt, dass die Beraterin Gespräche künstlich in die Länge zieht. Als letzte Konsequenz beantragt Melina Sellrich, ihren Account bei Viversum und bei Questico sperren zu lassen. Von Viversum bekommt sie keine Rückmeldung. Questico schickt ihr einen Gesprächsgutschein über 20 Euro – ein unglücklicher Zufall, wie es die Geschäftsleitung ausdrückt. Nach einem Umzug in eine andere Stadt schafft Melina Sellrich es schließlich aufzuhören. Seit mehr als einem Monat hat sie nicht mehr angerufen. Überschwänglich ist sie trotzdem nicht. „Ich fühle mich wie ein trockener Alkoholiker. Ich weiß nicht, ob ich der Versuchung für immer widerstehen kann.“

Erika Mieling kann es nicht. Noch immer ruft sie ein bis zwei Mal in der Woche eine Kartenlegerin an. Wenn sie sich fragt, warum sich der Ex-Freund immer nur meldet, wenn er betrunken ist. Oder wenn sie nicht weiß, wohin das noch führen soll – schließlich hat er schon ein Kind mit seiner neuen Partnerin. Erika Mieling weiß, dass sie mit den Anrufen ihre Hoffnung künstlich aufrechterhält. Jetzt hofft sie, durch eine neue Therapie endlich von den Kartenlegern loszukommen. Um wenigstens ihre Schuldenlast zu mindern, arbeitet Erika Mieling mittlerweile selbst für eine Astro-Hotline. „Anders kann man sich mit einer Vierzig-Stunden-Woche schwer etwas dazu verdienen“, sagt Mieling. An die Macht der Karten glaubt sie zwar noch immer, trotzdem hilft sie ihren Anrufern häufiger mit gesundem Menschenverstand als mit Esoterik. Sie will niemandem etwas Falsches erzählen. „Ich würde mir wünschen, alle Kartenleger wären so verantwortungsvoll.“ **III**



Maria Fiedler (20) ist von ihrem eigenen Gratisgespräch enttäuscht. Sie hat ihren Traummann immer noch nicht getroffen, obwohl die acht Wochen vorbei sind. Vielleicht sollte sie einfach nochmal anrufen...



Ständige Versuchung: Vor allem Frauen vertrauen auf Ratschläge von Wahrsagern. Internet und Handy machen einen Anruf noch einfacher.

Anruf bei der Astro-Line – ein Selbstversuch

„Hallo, was kann ich dir Gutes tun?“ Eine dunkle, etwas kratzige Stimme am anderen Ende der Leitung. Ich überlege kurz und bleibe erst mal vage: „Wie ist es denn ganz allgemein um meine Zukunft bestellt?“ Diese Frage hört die Kartenlegerin bestimmt mehr als einmal am Tag. Ich soll an Sommer, Sonne und Strand denken, während sie die Karten mischt. Damit ich nicht unterbewusst meine Wünsche mit einfließen lasse. Ratsch, ratsch, ratsch. Die Frau legt die Karten auf den Tisch und zählt leise dabei. „Wartest du auf einen Vertrag?“ Sie fischt im Dunkeln. Ich fasse das Wort ‚Vertrag‘ mal etwas weiter. „Ja, kann man so sagen, auf ein Stipendium“, antworte ich. Aha, sowas hätte sie sich schon gedacht, da läge nämlich direkt ein Buch dabei. „Sieht gut aus für das Studium... äh das Stipendium oder was auch immer“, erklärt sie. Mit Begrifflichkeiten hat sie es anscheinend nicht so. Schön, nächster Punkt: die Liebe. Ob ich denn da zurzeit eine Blockade habe. „Allerdings“, sage ich. Aber die Kartenlegerin hat gute Neuigkeiten für mich. Mein aktueller Herzensmann hätte sich zwar zurückgezogen, aber sie sehe ganz deutlich, dass da ein Neuer auf mich zukomme. Und ich kenne ihn vielleicht schon.

Jemand aus der Öffentlichkeit. Spannend, denke ich und will von ihr gleich wissen, wann ich diesen ominösen Mann treffen werde. Mit Zeiten arbeite sie nicht so gern, erklärt sie mir. Aber wahrscheinlich in den nächsten acht Wochen. Und auch für meine Bemühungen, bald ein Praktikum zu bekommen, stünden die Chancen sehr gut. „Du bekommst innerhalb der nächsten Wochen eine Zusage“, prophezeit sie mir. Schade, dass ich noch nicht mal eine Bewerbung geschrieben habe. Bemerkenswert ist auch, wie sie die einzelnen Karten interpretiert. An der Karte mit dem Vogel sehe man zum Beispiel ganz deutlich, dass ich Journalistin werden will. Das sei nämlich die Kommunikationskarte. Und das Schiff bedeute, dass ich ziemlich wankelmütig bin. Zum Schluss frage ich sie noch, wie es für mich gesundheitlich weitergeht. „Ah, darüber dürfen wir doch nicht reden“, erklärt sie prompt. Zumindest hält sie sich an den Ehrenkodex, den sich einige Wahrsager auferlegt haben. Aber schließlich sieht sie dann doch noch etwas: Der Bär, die Kraftkarte, wird von den Mäusen auf einer anderen Karte angeknabbert. Bedeutet: Ich werde demnächst abnehmen. Na, wenn das mal nichts ist.

LINK

EINRICHTUNGSHAUS SEIT 1858

Harderstraße 10
85049 Ingolstadt
Telefon (08 41) 3 40 25
Kostenlose Parkplätze
im Innenhof

Myto - Design by Konstantin Grcic

mehrfach prämiert

PLANK

je 220 Euro

- für Innen + Außen
- in acht Farben erhältlich
- stapelbar bis 8 Stühle
- komplett recyclebar
- aus strapazierfähigem BASF „Highspeed Ultradur“



Für Julian Knobloch-Krippner haben sich die vielen Stunden im Proberaum gelohnt: Seine Band Zico hat einen Plattenvertrag.

Zukunftsmusik

Woran erkennt man, ob eine Band erfolgreich wird? Patrick Oginski sucht junge, talentierte Musiker, die eine Marktlücke besetzen können. Die mittelfränkische Band Zico ist eine davon.

noch etwas verschlafen sitzt Patrick Oginski am Freitagmorgen vor seinem Computer. Gestern Nacht ist es spät geworden. In einem kleinen Club in München hat ein Showcase stattgefunden – ein Konzert nur für die Mitarbeiter seiner Plattenfirma Südpol. Das Team hat dort zwei Neuzugänge kennengelernt: den Singer-Songwriter Chris Columbus aus Rosenheim und die Band Zico aus Solnhofen im Altmühltal.

Auch wenn die Verträge längst unterschrieben sind, ist so ein Konzert wichtig für Künstler und Plattenfirma: Die Künstler lernen die Leute kennen, in deren Händen die nächsten Schritte ihrer jungen Karriere liegen. Und die Plattenfirma macht sich ein genaues Bild vom Künstler, von seinen Stärken und Schwächen.

Im Gegensatz zu Zico und Chris Columbus hat die dritte Band des Abends nicht nur auf dem Showcase gespielt, um sich dem Label vorzustellen: Sie will einen Vertrag unter-

schreiben. Eine schwierige Situation für die Band: Bei einem Showcase hören nur Fachleute aus der Musikbranche zu. Es kommt keine richtige Stimmung auf – die wenigen Zuschauer besuchen das Konzert schließlich aus beruflichen Gründen. Wer dort eine gute Show abliefern kann, es auch draußen schaffen. „Auf Showcases siehst du die Musiker unter Extrembedingungen“, erklärt Patrick Oginski. „Man kann ja vorher viel labern, aber am Ende zählt, wie man live wirkt. Alle bekannten Musiker – von Peter Maffay bis zu den Beatsteaks – sind gute Livemusiker. Das ist das Entscheidende.“ Die dritte Band konnte Patrick auf dem Showcase schließlich nicht überzeugen: deutsche Texte zu Rockmusik mit Elektro-Einflüssen, weiße Hemden, schwarze Krawatten. „Die haben mich nicht gekickt“, resümiert Patrick Oginski am nächsten Morgen. „Auch wenn sie mir persönlich gut gefallen haben, sehe ich sie in der Zukunft einfach nicht als erfolgreiche Band bei uns.“

E

ERDGESCHOSS: DIE PLATTENFIRMA

1

Um die Arbeitsweise von Plattenfirmen zu verstehen, kommt man an zwei Begriffen nicht vorbei: Major Label und Independent Label. Als Major Labels bezeichnet man die am Weltmarkt führenden vier Plattenfirmen Universal, Warner, EMI und Sony, die unzählige kleinere Unterlabels besitzen. Die Plattenfirmen, die von den Majors unabhängig sind, heißen Independent Labels. Südpol ist mit seinen sieben Mitarbeitern ein klassisches Independent Label. Patrick Oginski plant dort als Booker Veranstaltungen oder ganze Tourneen. Er ist persönlicher Manager von Künstlern und Artist&Repertoire-Manager. Als A&R-Manager sucht Patrick Oginski neue Talente für das Label, nimmt sie unter Vertrag und kümmert sich dann um ihre Betreuung. Erst durch die Künstlerauswahl des A&Rs erhält das Label ein Profil. Independent Labels nehmen aufgrund ihrer Größe weniger Künstler unter Vertrag als Majors, haben dann aber in der Regel einen sehr persönlichen Kontakt zu

ihnen. „Bei einem Major fallen neun von zehn Bands durchs Raster, wenn die Quartalszahlen nicht stimmen“, erklärt Patrick Oginski. „Bei uns ist das einer von zehn. Wir bei Südpol beschäftigen uns 365 Tage mit einem Künstler, und es zählt, dass er sich langfristig trägt.“ Südpol hat derzeit 20 Künstler unter Vertrag. Und das Geschäft läuft gut. Da kommt den Künstlern bei Südpol natürlich zugute, dass Oginski abgesichert ist durch seine Einnahmen in anderen Bereichen und so auch Krisen überbrücken kann.

Patrick Oginski ist wichtig, dass das Label einen engen persönlichen Kontakt zum Künstler hält. „Vielleicht klingt das idealistisch, aber wenn Südpol ein Lagerfeuer machen würde, säßen da die Bananafishbones neben Martina Schwarzmann und den Killerpilzen, und alle spielen gemeinsam einen Song. Es muss einfach zusammenpassen.“ Doch wie findet man Künstler, bei denen alles zusammenpasst?

1. STOCK: DIE SUCHE NACH TALENTEN

1

Gewöhnlich schicken Bands Demo-Tapes an verschiedene Plattenfirmen. Die Musik landet auf Oginskis Schreibtisch, der Stapel CDs dort wächst jeden Tag. „Wenn ich ein bisschen Zeit habe, höre ich mir schon mal einige davon an“, erzählt er, „aber im Grunde sind Demo-Tapes für meine Arbeit nicht so wichtig.“

Sieben, acht Mal im Monat geht er auf Konzerte und schaut sich die Vorbands genau an – die jungen, noch nicht etablierten Künstler. Da er in München selbst viele Veranstaltungen organisiert, bewegt er sich ständig in der Künstlerszene. „Da bekommst du schnell mit, was es gerade in der Stadt gibt“, erklärt er. Durch eine Partnerschaft mit einer Agentur bekommt er zusätzlich neuen Input. „Ich organisiere Veranstaltungen mit deren Künstlern, und die schicken dann oft auch eine Vorband mit, die ich mir ansehe.“ Oft kommen Hinweise von befreundeten Produzenten oder Journalisten. Sein Netzwerk ist groß – seit fast zwanzig Jahren arbeitet er im Musikgeschäft. „Da kann es sein, dass mir Matthias Matuschik von Bayern3 eine Band auf Facebook vorschlägt, und ich gehe der Sache dann nach.“ Eine Band, über die geredet wird, stößt so früher oder später auf Patrick – er muss gar nicht nach ihr suchen. Auf Zico aus Solnhofen ist Oginski aufmerksam geworden, weil einer seiner Mitarbeiter immer wieder von der Band geschwärmt hatte. Zudem nahm Zico Songs im Stu-

dio eines Produzenten auf, der schon lange mit Südpol zusammenarbeitet. Der Produzent schickte Oginski Liedausschnitte zu, und es war klar: Oginski wollte die Band live erleben, um sich ein besseres Bild von ihr zu machen. Anfang 2010 buchte Südpol Zico als Vorband für eine Veranstaltung in München. Patrick Oginski war nach dem Auftritt der drei Jungs sofort begeistert: „Sie sind frisch, jung, machen was völlig Neues – deutschsprachigen Crossover.“ In Zicos Musik finden sich Elemente aus verschiedenen Musikstilen wieder: Pop, Reggae, Rock und Ska. Und dazu kommt der fränkische Einschlag von Sänger Julian. Oginski hat etwas Besonderes gefunden.



„Man kann ja vorher viel labern, aber am Ende zählt, wie man live wirkt. Das ist das Entscheidende.“ Patrick Oginski will keine Retortenbands, er ist auf der Suche nach Musikern mit dem gewissen Etwas. Deshalb kann ihn längst nicht jede Band überzeugen.

2

2. STOCK: DIE AUSWAHL DER KÜNSTLER

3 Meist besetzen Independent Labels Nischen, die von Major Labels nicht abgedeckt werden. Südpol arbeitet vor allem mit jungen süddeutschen Künstlern wie den Killerpilzen und Sternblut. Das Profil des Labels spielt bei der Auswahl neuer Talente für Oginski eine große Rolle. „Da die großen Plattenfirmen wie Universal und Warner im Norden sitzen, wollen wir mit Südpol einen Kontrapunkt setzen“, erklärt Oginski. „Wir müssen nicht gleich in ganz Deutschland Erfolg haben. Mir ist wichtiger, dass ein Künstler in Bayern, vielleicht noch in der Schweiz und Österreich, erfolgreich ist.“ Doch es reicht nicht, wenn Künstler in das süddeutsche Konzept von Südpol passen: Sie müssen einzigartig sein. „Mir hilft keine fünfte Kopie von irgendeiner Band. Ich möchte Typen auf der Bühne sehen, die etwas Besonderes haben“, erklärt er. „Es ist wie beim Verlieben. Du weißt nicht, warum es geschieht, aber es passiert.“ Natürlich achtet Oginski darauf, was im Radio gespielt wird, aber er sucht dann nicht gezielt nach einer Band, die dem aktuellen Trend entspricht. „Wenn eine Gothic-Band total in ist“, erklärt er, „dann nehme ich nicht noch eine

unter Vertrag. Ich schaue eher, was gerade in der Musiklandschaft fehlt.“ Als Beispiel nennt er die 24-jährige Singer-Songwriterin Claudia Koreck, die mit ihrer jungen bayrischen Musik zur Zeit sehr erfolgreich ist, aber zu der es kein männliches Gegenstück gibt. „Lustigerweise habe ich jetzt den bayrischen Singer-Songwriter Chris Columbus kennengelernt, der diese Lücke füllen könnte. Aber da biege ich niemand hin – Chris ist ein authentischer Typ. Man würde sofort merken, wenn er auf der Bühne jemanden nachahmen wollte.“ Oginskis Sorgfalt bei der Auswahl der Künstler und sein Prinzip, sie nicht verändern zu wollen, haben mit seiner Leidenschaft für Musik zu tun. Er selbst hat jahrelang in einer Band gespielt und kennt deshalb nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die künstlerische Seite der Musikbranche. Bei der Auswahl der neuen Künstler muss er jetzt beide Seiten abwägen. „Klar kann ich keine Bands unter Vertrag nehmen, die ich zwar cool finde, die aber am Markt keine Chance haben. Ich muss an jeden meiner Künstler glauben – am Ende des Tages zahle ich es ja auch, wenn eine Band an die Wand fährt.“

3. STOCK: DIE ZUSAMMENARBEIT

Ob es mit der Karriere klappt, hängt nicht nur von Patrick Oginskis Instinkt ab. Sind die Verträge unterschrieben, beginnt die intensive Zusammenarbeit zwischen Plattenfirma und Künstler, und da entscheidet sich, ob beide zusammenpassen. „Wir brauchen mindestens ein Jahr, um die Band vorzubereiten und dann ein weiteres Jahr, um sie soweit zu bringen, dass sie im dritten Jahr Geld verdient“, erklärt Oginski. „Wenn wir merken, dass kein Erfolg absehbar ist oder es menschlich nicht klappt, trennen wir uns nach zwei, drei Jahren wieder.“

Zico nehmen im Studio ihres Produzenten Gregor Wiebe ihr Debütalbum auf. „Bisher sind wir noch nicht da, wo wir hinwollen“, erzählt Oginski. „Die Songs haben noch zu ähnliche Strukturen – ruhige Strophe, schneller Refrain. Ihr Masterpiece ist auf jeden Fall der Song ‚Rastamann‘. Den muss man aber noch ein bisschen strukturieren, dass er auch den Radiostandards entspricht. Sonst wird er nicht gespielt.“ Hier beginnt für Oginski der Spagat zwischen Kunst und Kommerz. Die Aufnahmen müssen vermarktbar sein. „Ich achte aber darauf, dass die Künstler echt klingen, wie live gespielt.“ Oginski wird in den nächsten Monaten dafür sorgen, dass Zico weiter an ihrem Album arbeiten und viele Konzerte spielen. „Sie müssen als Vorband von anderen Künstlern Live-Erfahrungen sammeln. Durch diese Konzerte werden die Jungs besser und bekannter werden.“ Ob Zico Erfolg haben werden, kann niemand voraussagen. Patrick Oginski kann nur seinem Bauchgefühl vertrauen. „Es ist ein Glücksspiel“, sagt er. „Manchmal verstehst du nicht, warum keiner deinen Künstler im Radio spielen will, und manchmal funktioniert es einfach so.“

Zicos Vertrag wird im Sommer 2011 auslaufen. Oginski wird bis dahin alles daran setzen, Zico über die Grenzen des Altmühltals hinweg bekannt zu machen. An das Potenzial der drei Jungs glaubt er fest. „Eigentlich ist das ja ein cooler Job, wenn es funktioniert“, sagt er. Oginski hat definitiv Spaß an seinem Beruf. Und Erfolg: Südpol hat sich als fester Bestandteil des deutschen Musikgeschäftes etabliert und wird im kommenden Jahr zehn Jahre alt. Oginski ist stolz: „Unsere Künstler tragen sich gut, unsere Mitarbeiter haben sichere Arbeitsplätze. Das ist super für ein so kleines Label wie Südpol.“ An der Wand hängt die Goldene Schallplatte der Killerpilze. Die haben sich von ihrem Major Universal losgerissen und ihr eigenes Label gegründet. Management und Booking aber, das macht Patrick Oginski. **III**



Anna Buch (23) hat während der Recherche wieder richtig Lust bekommen, in einer Band zu singen. Deshalb jammt sie jetzt von Zeit zu Zeit mit ihren WG-Mitbewohnern.



Frontsänger Knobloch-Krippner spielt beim Showcase und überzeugt Oginski mit seiner Ausstrahlung.

Wann steigen Sie um?

STROM PURNATUR ...

- ... schon die Umwelt
- ... ist Ökostrom aus der Region
- ... unterstützt regionale Umweltprojekte
- ... ist mit dem Gütesiegel der LGA „Ökostrom regenerativ“ zertifiziert



www.n-ergie.de

N-ERGIE
Spürbar näher.



„Der Lust am Lesen Raum geben.“ Walter Hömberg zündet sich während der Lektüre gerne eine Pfeife an.

Gedrucktes wird bleiben

Auf eine Pfeife mit Walter Hömberg: Der *Einsteins*-Herausgeber über die Zukunft des Journalismus und crossmediale Ausbildung

herr Hömberg, in Feuilletons und Weblogs – überall wird derzeit über die Zukunft des Journalismus diskutiert. Wozu braucht es eigentlich noch Journalisten?

Früher war der Journalismus notwendig, weil es einen Mangel an Informationen gab. Heute ist der Journalismus notwendig wegen der zu großen Fülle an Informationen. Während der Journalist früher ein kleines Rinnsaal zu betreuen hatte, ist es heute ein breiter Strom, den er in vernünftige Bahnen lenken muss.

Sind Sie sich da so sicher? Angesichts der rasanten Entwicklungen bei der Medientechnik und beim Nutzungsverhalten kann man doch kaum seriös die Zukunft des Journalismus vorhersagen.

Prognosen sind immer eine schwierige Sache, vor allem wenn sie in die Zukunft gerichtet sind. Aber es gibt historische Beispiele, die durchaus gewisse Entwicklungen erwarten lassen.

Welche Ereignisse der Mediengeschichte meinen Sie?

Es gab ein starkes Anwachsen von Medien an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, als innerhalb kurzer Zeit die Periodizität Einzug hielt: von den nicht-periodischen Neuen Zeitungen über die Monats- und Wochenblätter bis hin zu den Tageszeitungen. Eine weitere Expansion gab es im Über-

gang vom 19. zum 20. Jahrhundert, als ganz neue Medien wie der Film oder der Hörfunk auf die Welt kamen. Auch damals zeigten sich vergleichbare Phänomene der Fülle.

In diesen frühen Phasen gab es eine Professionalisierung des Journalismus. Heute gibt es Leserreporter, die verwackelte Fotos an Zeitungen liefern, oder Blogger, die über ihre Sicht auf das Weltgeschehen schreiben. Soll das der Journalismus der Zukunft sein?

Entwicklungen gehen häufig nicht nur in eine Richtung. In der Tat zeigt sich einerseits eine zunehmende Professionalisierung, während gleichzeitig eine Deprofessionalisierung zu beobachten ist, etwa durch den sogenannten Bürgerjournalismus. Die Schere geht, wie ich meine, immer weiter auseinander.

Kein Gespräch über Journalismus kommt heute ohne den Begriff „Crossmedia“ aus. Ist der Reporter, der mit Stift und Schreibblock, Fotoapparat, Video- und Tonaufnahmegerät zur Recherche eilt, schon bald der Normalfall?

Es gibt Anzeichen, dass der Trend in diese Richtung geht – zumindest, dass ein Journalist zwei Medien bedient. In Einzelfällen wie bei Auslandskorrespondenten des Rundfunks werden zum Teil bereits drei Medien erwartet. Doch es kommt stark auf das Berufsprofil an: In Spezialressorts ist das sicherlich anders als im Lokalen oder bei der Regionalberichterstattung.

Technik frisst im journalistischen Berufsalltag immer mehr Arbeitszeit. Bleiben da Recherche und Reflexion auf der Strecke?

Man sah schon bei der Einführung des privaten Rundfunks, dass der Redakteur im Studio eine Art siebenarmiger Leuchter sein muss: Er soll moderieren und Interviews führen, Musik einspielen, Ton regulieren und vieles mehr. Die Qualität hat das nicht verbessert. Deshalb wird es bei Qualitätsmedien immer eine gewisse Aufgabenteilung geben. Gerade wegen der Nachrichtenfülle ist es wichtig, dass die Medien Hintergründe liefern. Einzelinformationen werden nicht zuletzt durch Interessenten – Stichwort: Public Relations – eingespeist. Vom Journalismus erwartet man eine Orientierungsfunktion, dass Einzelinformationen in einen Kontext gestellt werden.

Eine universitäre Journalistenausbildung wie in Eichstätt soll das ja gerade fördern: die Vermittlung von Handwerkszeug auf der einen Seite, aber eben auch ein Studium generale, eine Grundkompetenz für gesellschaftliche Fragestellungen. Hat Letzteres in den neuen Bachelor-Studiengängen noch genügend Gewicht?

Ich bedaure sehr, dass in den neuen, stark verschulerten Studiengängen zu wenig Platz für Reflexion bleibt – gerade für die Lektüre, die der Lust am Lesen Raum gibt. Genügend Zeit für ausschweifendere Ausflüge in das weite Feld der Literatur. Heute geht man immer von klaren Lernzielen aus. Das Studium ist zu früh und zu stark auf den Beruf fixiert. Ich meine, dass die Ausbildungszeit an der Universität einen Eigenwert hat, der sich nicht nur in der klaren Orientierung an Berufszielen erschöpft.

„Ein ausgeweidetes Schwein auf dem Cover – ein Schockeffekt“

Im Journalistikstudium lernt der Nachwuchs alle Medien kennen. In Eichstätt gab es diesen Ansatz seit der Gründung des Studiengangs vor mehr als 25 Jahren – da war das Wort „Crossmedia“ noch gar nicht erfunden...

Alle Journalistik-Studiengänge neuer Art, die in Deutschland seit den siebziger Jahren existieren, haben von Anfang an ein mehrmediales Ausbildungsmodell angestrebt. Das war zunächst eher additiv: schreiben für Zeitung und Zeitschrift, senden in Hörfunk und Fernsehen. Mit Aufkommen des Online-Mediums hat sich dann schnell die Erkenntnis durchgesetzt, dass man crossmedial denken und arbeiten muss.

Einsteins ist ein Beispiel dafür. Wie kam es zu diesem Projekt?

Einsteins war zunächst als klassische Zeitschrift konzipiert. Die ersten Hefte haben wir in Kursen zum Lokaljournalis-

mus produziert. Später waren die Themen allgemeiner und abstrakter, und die Recherche wurde über die Region hinaus ausgeweitet. Crossmedial arbeiten wir erst seit fünf Jahren. Neben der Zeitschrift wurde seither ein Fernsehmagazin, *Einsteins-TV*, und ein Online-Auftritt, *einsteins.de*, produziert. Zunächst war das nur eine lockere Kooperation. Inzwischen gibt es hier aber eine stärkere Vernetzung – von der Themenplanung bis zur Realisierung.

Einsteins ist mit Abstand das zeitaufwändigste Praxisprojekt im ganzen Studium. Was nehmen die Studierenden mit?

In den Kursen konnte immer sehr gut die soziale Kompetenz eingeübt werden – nämlich das, was im Journalismus „Teamwork“ heißt. Nicht selten wurde um das beste Foto oder die treffendste Überschrift gestritten. Mitunter flossen dabei sogar Tränen. Aber letztlich wurde das Zusammengehörigkeitsgefühl der Jahrgänge gefördert. Insofern gingen die Kurse über die reine Vermittlung von Fachwissen und Vermittlungskompetenz weit hinaus. Hinzu kommt das Erfolgserlebnis, wenn man schließlich ein fertiges Heft in Händen hält.

Ihr Fazit nach 20 Jahren als Herausgeber?

Es gab durchaus Dinge, die misslungen sind: Ich denke etwa an die Titelseite des Heftes „Medien und Geschichte“ – sie war schlicht unleserlich. Anderes war umstritten, etwa das Titelbild der Ausgabe zum Thema „Glück“: ein ausgeweidetes Schwein auf dem Cover. Ein Schockeffekt. Manches ist auch besonders gut gelungen, etwa die Ausgabe über „Tugend und Laster“, eine Kombination von zwei Heften, die seitenverkehrt zusammengefügt waren. Oder auch das „Journal des Luxus und der Moden“, eine Zeitschrift mit zwei Titelseiten – einerseits eine Reminiszenz an das historische Vorbild aus dem 18. Jahrhundert, zum anderen Beiträge aus der heutigen Zeit. Wir hatten bei allen Ausgaben ein gutes Feedback – aus dem regionalen Raum, aber auch aus der Welt der Journalisten.

Die Schwarzseher prognostizieren, dass es eines Tages keine gedruckten Medien mehr geben wird. Wird dieses Schicksal eines Tages auch Einsteins ereilen?

Das hoffe ich nicht. Bisher haben die Druckmedien noch jeden vorhergesagten Tod überstanden. Der Tod wurde sogar in Form von Büchern prognostiziert – und ist dennoch nicht eingetreten. Es gibt so viele Druckmedien wie nie zuvor. Und sie werden auch in Zukunft noch Freunde finden. **III**

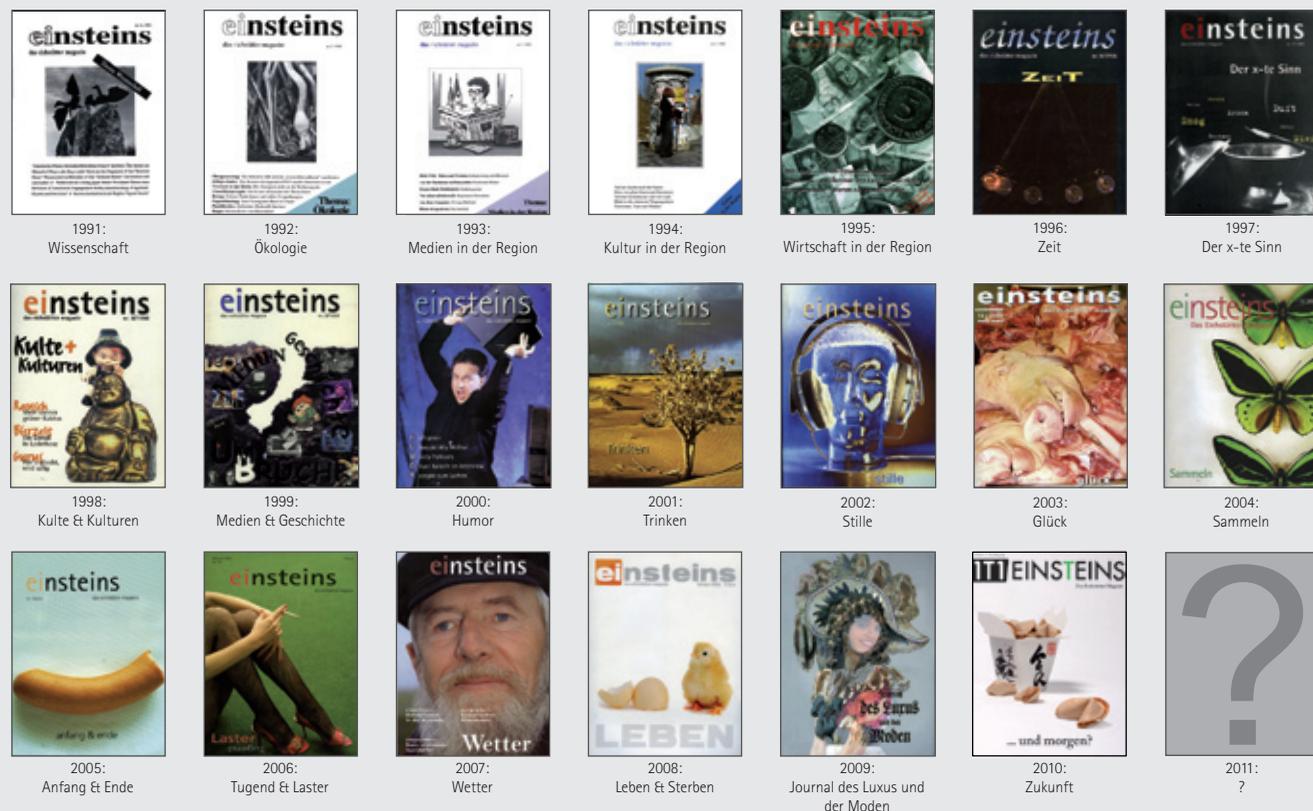


Einsteins-Chefredakteur **Christian Klenk** (33) hat für dieses Gespräch das Pfeiferauchen geübt. Dass er aber auch in Zukunft regelmäßig und genussvoll dem Tabak frönen wird, ist eher unwahrscheinlich.

Zurück in die Zukunft – 20 Jahre *Einsteins*

mit „Wissenschaft“ fing alles an. 1991 haben Eichstätter Studierende im Rahmen eines Seminars zum Lokaljournalismus die erste Ausgabe von *Einsteins* produziert. Den Namen des Magazins gab der Physiker Albert Einstein, dessen 17-seitige Promotionschrift über „Die neue Bestimmung der

Moleküldimensionen“ in einem soeben von Eichstätt übernommenen Nachlass wissenschaftlicher Schriften entdeckt worden war. Die Beiträge der ersten fünf Ausgaben wurden regional recherchiert, dann weitete sich das Themen- und Arbeitsfeld aus. 2003 erschien *Einsteins* erstmals auch online, seit 2005 gibt es eine TV-Magazinsendung. **TT1**



IMPRESSUM

Herausgeber: Walter Hömberg Lehrstuhl Journalistik I Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt	Chefredakteur: Christian Klenk	Bildchefin: Anika Taiber	Textredaktion: Anna Buch, Romy Ebert, Lisa Hagen, Steffen Jüngst, Anne Romahn, Tore Trapp	Illustration: Matthias Garff, Christoph Rauscher
Redaktionsanschrift: Studiengang Journalistik Ostenstraße 26 85072 Eichstätt Telefon: 08421/931564 redaktion@einsteins.de	Chef vom Dienst: Bodo Straub	Product Managerin: Pia Döhler	Bildredaktion: Nadine Becker, Lisa Hagen, Katharina Weser	Auflage: 1500 Exemplare
	Textchefin: Jil Boddenberg	Marketing Managerin: Birke Kruppert	Anzeigenredaktion: Julia Pickl, Peter Seybold, Patrick Stief	Druck: Medienhaus Weiden Spintler Druck & Verlag 92637 Weiden i. d. Opf.
	Art Director: Johannes Laubmeier	Onlinechefin: Franziska Megerle		Internet: www.einsteins.de
	Layoutchefin: Maria Fiedler	Layout: Stephanie Huber, Anna Krüger, Stefanie Starke		



Verantwortung übernehmen

Als leistungsfähige Verkehrsdrehscheibe inmitten einer blühenden Kulturlandschaft trägt der Flughafen München zu Wohlstand und Wachstum in unserer Heimat bei. Indem wir den Prinzipien der Nachhaltigkeit folgen, sorgen wir dafür, dass dies auch künftig so bleibt. Wir übernehmen Verantwortung gegenüber Umwelt, Nachbarn, Kunden und Mitarbeitern. Die nachhaltige Weiterentwicklung des Münchner Flughafens sichert Zukunftsfähigkeit und gesellschaftliche Akzeptanz dieser für den Wirtschaftsstandort Deutschland so wichtigen Verkehrsanlage.

www.munich-airport.de



Zukunft